

Zeitschrift für die Fächer Latein und  
Griechisch an Schulen und Universitäten

# FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

2/2014

	<b>Editorial</b>	<b>103</b>
<b>Bernhard Zimmermann</b>	<b>Zur Eröffnung des 32. Bundeskongresses des Deutschen Altphilologenverbandes in Innsbruck</b>	<b>104</b>
<b>Bernhard Zimmermann</b>	<b>Zur Verleihung des Humanismus-Preises an Michael Köhlmeier</b>	<b>107</b>
<b>Sandra Kegel</b>	<b>Laudatio für Michael Köhlmeier</b>	<b>109</b>
<b>Günter Figal</b>	<b>Warum Klassiker?</b>	<b>116</b>
	<b>Personalia</b>	
<b>Meißner/Zimmermann</b>	<b>Dank an Hermann Steinthal †</b>	<b>123</b>
<b>B. Drechsler-Fiebelkorn</b>	<b>Abschiedsvortrag von Friedrich Maier</b>	<b>125</b>
	<b>Aufsätze</b>	
<b>Stefan Freund</b>	<b>Der Schulautor Horaz und der Erste Weltkrieg.</b>	<b>127</b>
<b>Friedrich Maier</b>	<b>Krieg und Menschlichkeit – Wie passen sie zusammen?</b>	<b>136</b>
<b>Thomas Baier</b>	<b>Est enim eloquentia una quaedam de summis virtutibus. Tugend und Taktik in Ciceros Rede für Sex. Roscius Amerinus</b>	<b>148</b>
	<b>Zeitschriftenschau</b>	<b>164</b>
	<b>Besprechungen</b>	<b>171</b>
	<b>Adressen der Landesverbände</b>	<b>190</b>

Deutscher Altphilologenverband



# Einstiegslektüre für den Lateinunterricht

## Variatio

Lateinisches Lesebuch für frühe Lektüre  
Hrsg.: M. Mader u. J. Siemer  
94 S. · 7 Abb. · € 4,60  
ISBN 978-3-15-019889-6

## Variatio

Lateinisches Lesebuch  
für frühe Lektüre

Reclam Fremdsprachentexte

## Standardwortschatz Latein

Reclam



Lieder, Zitate, Gespenstergeschichten:  
Die kurzen Texte sind sprachlich leicht  
zu bewältigen. Damit eignet sich *Variatio*  
ideal zum Einstieg in die Lektüre latei-  
nischer Originaltexte. Ergänzend kann  
mit dem *Standardwortschatz Latein* der  
selbstständige Umgang mit einer Wort-  
kunde geübt werden.

## Standardwortschatz Latein

Von M. Mader u. J. Siemer  
264 S. · € 6,60  
ISBN 978-3-15-019780-6

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen  
Bezugsbedingungen für Lehrer.  
Tel.: 07156-163155 | E-mail: [lehrerservice@reclam.de](mailto:lehrerservice@reclam.de)

# Reclam

## Editorial

Das vorliegende Heft ist zum großen Teil dem 32. Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes in Innsbruck gewidmet und somit der Verleihung des Humanismus-Preises an den Schriftsteller MICHAEL KÖHLMEIER. Auch der Vortrag von Professor Dr. GÜNTER FIGAL auf der Schlussveranstaltung des Kongresses zur grundsätzlichen Frage „Warum Klassiker?“ gehört dazu. Der Innsbrucker Kongress reiht sich durch den *Genius Loci*, die Themen und die Teilnehmerzahl würdig ein in die Reihe der gut besuchten Kongresse der letzten Jahr-

zehnte und entsprach voll und ganz den in der Eröffnungsansprache vom Vorsitzenden ausgesprochenen Erwartungen. – An dieser Stelle sei „in eigener Sache“ darauf hingewiesen, dass das vorhergehende Heft des FORUM CLASSICUM aufgrund eines Versehens der Druckerei durch eine falsche Nummerierung gekennzeichnet war. Statt „4/2013“ hätte es „1/2014“ auf der Titelseite heißen müssen. Das hat mancherorts Verwirrung gestiftet. Wir bitten um Entschuldigung.

ANDREAS FRITSCH

---

## Impressum

ISSN 1432-7511

57. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

**Herausgeber:** Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>  
Univ.-Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22, E-Mail: [Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de](mailto:Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de)

**Schriftleitung:** Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: [classics@zedat.fu-berlin.de](mailto:classics@zedat.fu-berlin.de)

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:  
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, [litterae26@aol.com](mailto:litterae26@aol.com)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:  
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, [monikaunddietmar@gmx.de](mailto:monikaunddietmar@gmx.de)
4. Zeitschriftenschau:  
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie, [felix.mundt@staff.hu-berlin.de](mailto:felix.mundt@staff.hu-berlin.de)  
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, [granobs@aol.com](mailto:granobs@aol.com);  
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, [Josef.Rabl@t-online.de](mailto:Josef.Rabl@t-online.de)

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

**C. C. Buchner Verlag**, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: [mail@ruediger-hobohm.de](mailto:mail@ruediger-hobohm.de)

**Anzeigenverwaltung:** Zur Zeit kommissarisch bei der Schriftleitung, siehe oben.

**Herstellung:** BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: [info@boegl-druck.de](mailto:info@boegl-druck.de).



## Zur Eröffnung des 32. Bundeskongresses des Deutschen Altphilologenverbandes am 22. April 2014 in Innsbruck

Meine sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Freunde der griechisch-römischen Literatur und der antiken Kultur, liebe Studierende, liebe Schülerinnen und Schüler,

es ist mir eine angenehme Pflicht und große Freude, unter den hier im Vortragssaal des Tagungszentrums der gastgebenden Leopold-Franzens-Universität versammelten Freunden der Antike, wie es in Tirol üblich ist, zuerst die Vertreter der Religionsgemeinschaften zu begrüßen, stellvertretend für alle Anwesenden den Abt des Prämonstratenserstiftes Wilten, Seine Gnaden RAIMUND SCHREIER. Sehr herzlich begrüße ich als offiziellen Vertreter der Republik Österreich den Wissenschaftsminister a. D. und jetzigen Nationalratsabgeordneten, den Kollegen und Freund seit langer Zeit KARLHEINZ TÖCHTERLE. Ich freue mich über die Anwesenheit des Vertreters der Tiroler Landesregierung, des Präsidenten des Tiroler Landtages DDr. HERWIG VAN STAA. Frau Magistra CHRISTINE OPPITZ-PLÖRER darf ich als Bürgermeisterin der Stadt Innsbruck willkommen heißen. Als Vertreter des diplomatischen Corps hat der Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschland Kommerzialrat Dr. ERNST WUNDERBALDINGER zu uns gefunden. Mit besonderem Dank für die Gastfreundschaft begrüße ich unseren Gastgeber, Magnifizienz Ass.-Prof. Dr. WOLFGANG MEIXNER, den Vizerektor der Universität Innsbruck, und an seiner Seite den Kollegen CHRISTIAN SMEKAL, den Vorsitzenden des Universitätsrates, sowie den Kollegen SEBASTIAN DONAT, den Dekan der philologisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät. Herrn Kollegen FRITZ LOSEK begrüße ich als Vertreter der *Sodalitas*, der österreichischen Vereinigung der Klassischen Philologen, Herrn LUCIUS HARTMANN als Vorsitzenden des Schweizerischen Altphilologenverbandes, Herrn MATTEO TAUFER als Vorsitzenden der AICC des Trentino und

Herrn Kollegen ERLER als Vorsitzenden der Mommsengesellschaft.

Und schließlich freue ich mich, hier in Innsbruck Herrn Kollegen PAUL KIRCHHOF begrüßen zu dürfen, der uns trotz seines übervollen Terminkalenders die Ehre des Eröffnungsvortrags geben wird.

Dass wir uns heute hier in Innsbruck zum 32. Bundeskongress des Deutschen Altphilologenverbandes nicht – wie in den vergangenen Jahrzehnten üblich – an einer deutschen Universität treffen, sondern in Tirol an der Leopold-Franzens-Universität, verdanken wir zunächst der Tyrannei des Kalenders. Als uns beim letzten Kongress des DAV 2012 in Erfurt beim Abendessen in geselliger Runde bewusst wurde, dass angesichts der Tatsache, dass Ostern 2014 so spät liegen wird, es äußerst schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein werde, eine deutsche Universität zu finden, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht den Betrieb des Sommersemesters aufgenommen hat und außerdem die für einen Kongress dieser Größe erforderliche Zahl von Räumen zur Verfügung stellen kann und will, haben sich die in Erfurt anwesenden Innsbrucker Kollegen spontan – und ich hoffe, dass sie es nicht bereut haben – angeboten, uns in Tirol in ihrer schönen Landeshauptstadt Gastfreundschaft zu gewähren. Aus diesem Angebot wurde auch bald eine feste Zusage, so dass im Herbst 2012 die Vorbereitungen des diesjährigen Kongresses beginnen konnten. Dafür danke ich im Namen des gesamten Verbandes und aller Anwesenden dem Ortskomitee unter der Leitung von Dr. FLORIAN SCHAFFENRATH!

Das Motto, unter das wir den Kongress stellen, „Alte Sprachen bauen Brücken“, lag angesichts dieser Umstände und der glücklichen Fügung, dass wir in Innsbruck tagen dürfen, nahe und ist gleichsam ein Geschenk des Schweizerischen Altphilologenverbandes, der vor Jahren eine Tagung

mit diesem Titel ausrichtete und dessen Präsident LUCIUS HARTMANN uns generös sofort gestattete, das schöne, ansprechende Leitmotiv für unseren Innsbrucker Kongress zu verwenden. Herzlichen Dank dafür!

So kann – wie wir hoffen – der aus der Not geborene Brückenschlag nach Innsbruck die ohnehin schon lange bestehenden guten Beziehungen zwischen der österreichischen *Sodalitas*, dem Schweizerischen Altphilologenverband, der *Associazione Italiana di Cultura Classica* und dem Deutschen Altphilologenverband verfestigen und vertiefen und der Grundstein für eine noch intensivere Zusammenarbeit sein. Er kann – und wird dies sicher tun – uns wieder ins Gedächtnis zurückrufen, dass die Fächer, die wir vertreten, die Basis einer *Europa humanistica* bilden, in der Staatsgrenzen nicht von primärer Bedeutung sind.

„Alte Sprachen bauen Brücken“: das Motto des Kongresses hat jedoch nicht nur symbolische Bedeutung für eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit an denselben und für dieselben Gegenstände und Werte. Vielmehr beschreibt es präzise den Wesenskern unserer beiden Fächer, des Griechischen und des Lateins, die sowohl im schulischen als auch im universitären Unterricht interdisziplinär ausgerichtet sein, die über die engen Grenzen der Unterrichtsfächer und Fachdisziplinen hinweg wirken sollen. Mythologie und Religion, Philosophie und Geschichte sowie die Kenntnis der materiellen Hinterlassenschaften der antiken Welt, ihrer Kunstwerke wie der Relikte ihres Alltags, sind ebenso wie vor allem die Rezeption der in der antiken, griechisch-römischen Literatur zum ersten Mal sichtbaren Motive, Themen, Stoffe und Probleme unverzichtbarer Bestandteil der klassisch-philologischen Disziplinen. Die Blüte, derer sich die Beschäftigung mit der neulateinischen Literatur seit einigen Jahren erfreut, ist ein erfreulicher Ausdruck dieses Brückenschlags über die Epochen und Fachgrenzen hinweg, da neulateinische Studien ernsthaft ohne eine Kooperation mit den anderen Philologien, mit der Theologie, der Philosophie und der Geschichtswissenschaft nicht betrieben werden können.

Der Brückenschlag führt, wie uns der Erfurter Kongress in beeindruckender Weise vor

Augen führte, zu den musischen Fächern, zu den bildenden Künsten zu Theater und Musik. Das Presse-Echo, das der letzte Bundeskongress hervorrief, macht uns deutlich – und dies sollte uns im Nachhinein zu denken geben –, dass man Klassischen Philologinnen und Philologen zwar einiges – und zwar nicht nur Positives – zutraut, aber nicht „von den Musen geküsst“ zu sein.

Die Beschäftigung mit den Alten Sprachen kann, wie Untersuchungen belegen, die maßgeblich von Kollegen des Verbandes initiiert wurden, sozial integrativ wirken. Sie kann Brücken für Jugendliche und zwischen ihnen schaffen, für junge Leute, die aus anderen Kulturen stammen und einen anderen religiösen Hintergrund haben. Die Antike mag für uns, obwohl dies wohl inzwischen mit einem großen Fragezeichen versehen werden muss, immer noch das ‚nächste Fremde‘ sein, um UVO HÖLSCHERS glückliche Prägung zu verwenden; für Angehörige anderer Kulturkreise ist sie tatsächlich etwas Fremdes und Fernes, über das man sich sozusagen auf neutralem Boden unvoreingenommen unterhalten kann, an dem man Kompetenzen schulen kann, die man an anderen Lehrgegenständen aufgrund von wie auch immer gearteten Vorurteilen nicht ausbilden könnte.

Unsere tägliche Arbeit an Schulen und Universitäten ist gekennzeichnet, um bei unserem Bild zu bleiben, von ständigen Brückenbauten und dem brüskem Abbruch bestehender Verbindungen – im schulischen und universitären Alltag vom Brückenbau zu Eltern und Schülerinnen und Schülern, zu Kolleginnen und Kollegen und zur Kultusbürokratie. Wir als Klassische Philologinnen und Philologen sind – wohl aus der leidvollen Erfahrung des Überlebenskampfes der 70er und 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts – gewohnt, uns – vielleicht sogar ganz gern – als Opfer zu sehen, wenn wieder einmal, wie es ja ständig geschieht, eine Brücke zwischen uns und den Nachbarfächern ein- und abgerissen wird. Paradebeispiel *par excellence* und Zankapfel seit Jahren, wenn nicht gar Jahrzehnten, ist das Lateinum als verpflichtende Eingangsvoraussetzung zum Studium bestimmter Fachrichtungen. Wir können – dies ist meine Überzeugung, andere mögen das anders sehen – uns als ernstzu-

nehmende Partner im Konzert der Fächer – oder vielleicht sollte man eher im Agon der Disziplinen sagen? – nicht durch das Pochen oder Beharren auf ministeriellen Erlassen und Zulassungsordnungen vergangener Tage behaupten. Ein Latinum, das, wie viele Kolleginnen und Kollegen anderer Fächer gerne zugaben und zugeben, nur als verdeckter *numerus clausus* fungiert, schafft uns sicherlich keine Freunde, sondern ist für die Abneigung, bisweilen für den Hass verantwortlich, mit dem uns manche Vertreter gar nicht so weit entfernter Fächer bedenken oder gar verfolgen. Vielmehr gilt es, von unserer Seite zu einem Brückenschlag zu den anderen Philologien, zur Geschichtswissenschaft, zur Theologie und Philosophie auszuholen, indem wir ihnen Kurse und Inhalte anbieten, die Wichtiges und Nötiges für ihre jeweilige Disziplin enthalten – und zwar Wichtiges und Nötiges, von dem diese Fächer selbst überzeugt sind. In diesem Bereich herrscht ein enormer Nachholbedarf. Ein erwachsenengerechter, sich an bestimmten Anforderungen der anderen Fächer orientierender Latinums-Unterricht ist ein dringendes Desiderat, um im Wettstreit der Fächer bestehen zu können.

Dass die Abschaffung des Latinums als Studiovoraussetzung für die meisten philologischen Fächer, wie es in Baden-Württemberg eigentlich völlig unbemerkt vor einigen Jahren geschah, nicht den Tod des Lateins bedeutet, nahm die erstaunte Presse vor einem Jahr wahr: die Kurse sind voll wie eh und je, jedoch nun mit jungen Leuten, die sich aus Interesse und weil sie im Verlauf des Studiums bemerken, dass die Alten Sprachen für sie von Bedeutung sind oder sein könnten, mit der lateinischen Sprache und Literatur beschäftigen und bisweilen über diesen Umweg sogar zum Griechischen finden.

Der utilitaristische Zugang zum Latein, von dem das Griechische zum Glück seit Jahrzehnten verschont geblieben ist – man braucht Latein,

weil man sonst das und jenes nicht studieren kann – ist obsolet und – so will ich sagen – in keiner Weise den Inhalten und Werten unserer Fächer angemessen. Wir müssen den Mut aufbringen, aus der apologetischen Defensive herauszukommen und uns dem Wettbewerb der Fächer zu stellen. Wir sollten offen bekennen, dass reines Nützlichkeitsdenken bei der Wahl der Fächer Griechisch und Latein ein Holzweg ist. In den letzten Jahren haben wir mit großem Erfolg den Wert des Lateins als Reflexionssprache vertreten. Vergessen wir darüber nicht die kulturellen Kompetenzen, die der Umgang mit den Texten der griechisch-römischen Literatur bringt. Und wir müssen, wenn dies auch antiquiert klingen mag, auf die Freiräume verweisen, die die Beschäftigung mit Werken der Antike öffnen kann. Das Entschlüsseln eines lateinischen Satzes oder die Lektüre eines HORAZ-Gedichtes braucht Zeit, braucht Muße. Wir sollten die Gelegenheit am Schopf packen, dass in der aktuellen pädagogisch-didaktischen Diskussion Muße (*otium*) wieder einen größeren Raum zugebilligt bekommt, verbunden mit dem Konzept der ‚Achtsamkeit‘, der unbeschwerten Konzentration auf einen Gegenstand, den man sich aneignen will, an dem man seine Kräfte misst und durch den man zu sich selbst finden kann.

Das Programm der Innsbrucker Tagung versucht, uns selbst und einer interessierten Öffentlichkeit unsere Position im Kanon, im Konzert und im Wettbewerb der Fächer in fast 80 Vorträgen, Arbeitskreisen und anderen Veranstaltungen, auch mit der Verleihung des Humanismuspreises an MICHAEL KÖHLMEIER am Donnerstagabend als Höhepunkt wieder einmal bewusst zu machen und zur Diskussion zu stellen.

In diesem Sinne wünsche ich uns einen anregenden, erfolgreichen Kongress, den ich hiermit eröffne.

BERNHARD ZIMMERMANN, Freiburg

# Zur Verleihung des Humanismus-Preises an Michael Köhlmeier am 24. April 2014 in Innsbruck

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Freunde der griechisch-römischen Literatur und der antiken Kultur, liebe Studierende,

es ist mir eine angenehme Pflicht und große Freude, unter den hier im Vortragssaal des Tagungszentrums der gastgebenden Leopold-Franzens-Universität versammelten Freunden der Antike, zunächst die offiziellen Vertreter der Republik Österreich zu begrüßen: den Wissenschaftsminister a. D. und nunmehrigen Nationalratsabgeordneten, meinen Kollegen und Freund KARLHEINZ TÖCHTERLE. Weil unser heutiger Preisträger aus dem schönen Bundesland Vorarlberg stammt, freut es mich besonders, dass der Vorarlberger Landesrat für Kultur und Wissenschaft Mag. HARALD SONDEREGGER zu uns über den Arlberg gefunden hat. Von Seiten des Landes Tirol begrüße ich den für die Fächer Griechisch und Latein zuständigen Landesschulinspektor Hofrat Dr. THOMAS PLANKENSTEINER. Als Vertreter des diplomatischen Corps hat, wie schon zum Kongressauftakt der Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschland Kommerzialrat Dr. ERNST WUNDERBALDINGER zu uns gefunden. Mit besonderem Dank für die Gastfreundschaft begrüße ich unseren Gastgeber, Univ.-Prof. Dr. ROLAND PSENNER, den Vizerektor der Universität Innsbruck. Und schließlich freue ich mich, den Ehrengast des heutigen Abends, den Schriftsteller MICHAEL KÖHLMEIER zusammen mit seiner Frau MONIKA HELFER willkommen zu heißen.

Es ist mir eine große Freude und Ehre, am heutigen Abend in Innsbruck die seit 1998 neunte Verleihung des Humanismus-Preises zu eröffnen, als dessen Grundgedanke ich das auf die Antike zurückgehende Ideal der Verknüpfung von geistiger Bildung und aktivem Eintreten für diese Bildungsideale in der Öffentlichkeit bezeichnen möchte, wie auch immer dieses Eintreten gestaltet sein mag.

Der Humanismus-Preis des Deutschen Altphilologenverbandes ist – das möchte ich wie in Erfurt betonen, und ein Blick auf die Liste der bisherigen illustren Preisträgerinnen und Preisträger bestätigt dies – der Humanismus-Preis ist keine Lobby-Arbeit für die Alten Sprachen an Schulen und Universitäten; vielmehr soll die im zweijährigen Rhythmus stattfindende Verleihung des Preises durch die Person des Geehrten und durch das, für was er steht und wofür wir ihn auszeichnen, neuen Anreiz zur Diskussion darüber bieten, welche geistigen Aufgaben der heutigen Zeit gestellt sind und wie eine zukunftsfähige Bildung gestaltet sein muss.

Eine derartige Debatte kann das Bewusstsein dafür schärfen, dass in Beruf, Gesellschaft, Politik und nicht zuletzt auch im Bildungswesen und Kulturbetrieb gerade heute Persönlichkeiten gebraucht werden, die sich nicht nur mit dem Heute beschäftigen haben und beschäftigen, sondern ihre Fähigkeit, die Gegenwart zu beurteilen und zu gestalten, aus der Geschichte, der historischen Erfahrung und der kulturellen Tradition, der sie entstammen, entwickeln und den Wert anderer kultureller Traditionen sehen und achten.

Die Kenntnis der eigenen geistigen Wurzeln führt, wie dies CICERO in einem Brief an seinen Bruder QUINTUS ausführt, zur Weltoffenheit, zur Übernahme von Verantwortung gegenüber den Mitmenschen und zum Respekt vor der eigenen und anderen Kulturen. Im lateinischen Begriff *humanitas*, dem der Humanismus-Preis des Deutschen Altphilologenverbandes grundsätzlich verpflichtet ist, fließen das soziale und politische Engagement, die griechische *philanthropía*, mit musischer, literarischer und wissenschaftlicher Bildung und der Vermittlung dieser Bildung, was die Griechen *paideía* nannten, ineinander.

Der Deutsche Altphilologenverband ist geehrt und freut sich, in diesem Jahr den österreichi-



schen Schriftsteller MICHAEL KÖHLMEIER mit dem Humanismus-Preis auszeichnen zu dürfen, einen Autor, der sich nicht nur mit den Werken der Antike auseinandergesetzt hat, sondern offensiv die in diesen Werken vertretenen Werte, insbesondere die *humanitas* in Ciceros Sinne, vertritt.

Im Kongressbegleiter stelle ich Michael Köhlmeiers Werk unter das Motto der ‚Spiegelung‘. Kein Medium eignet sich besser, um die Gegenwart zu beleuchten, sie zu reflektieren, sie zu durchleuchten und zu verstehen, als das, was in einer fernen oder ungewissen Distanz zu ruhen scheint, zur Deutung des Nahen, der Gegenwart einzusetzen. Die Griechen bedienten sich dafür der Mythen, die in ihrer Welt, in ihrem Alltag allgegenwärtig waren. Sie taten dies aus der Erfahrung heraus, dass man das, was zu nahe ist, was einem vor den Augen zu stehen und deshalb klar und einsichtig zu sein scheint, häufig in seiner Vielgestaltigkeit und Vielschichtigkeit nicht zu erkennen vermag und dass man – wie bei der Betrachtung eines Bildes – zurücktreten muss, in Distanz gehen muss, um es richtig erfassen und verstehen zu können.

Brückenbauer zwischen dem Schatzhaus der Mythen und der Gegenwart sind die Künstler, insbesondere die Wortkünstler, zu denen wir als Philologen eine besondere Nähe verspüren. Sie haben den Schlüssel und den Zugang zu diesem Schatz und sind in der Lage, als ‚Musenherolde‘, wie es PINDAR einmal sagt, alten Mythen immer wieder neue Deutungen abzurufen und sie denen, die keinen unmittelbaren Zutritt zum Musenschatzhaus haben, nahezubringen.

Michael Köhlmeier bedient sich in seinen literarischen Werken reichlich aus dem Schatzhaus der griechischen Mythen. „Wir sind unserem Jahrhundert zu nahe. Deshalb ist es gut zu spiegeln“ – so Michael Köhlmeier in einem Interview im Jahre 1997 über seine beiden Odyssee-Romane „Telemach“ (1995) und „Kalyso“

(1997) – zwei Romane, in denen er Antike und Gegenwart in eine spannungsvolle Nähe und gleichzeitig herausfordernde Ferne rückt und damit sowohl das Fremde als auch das Vertraute der Antike und ihrer Mythen aufscheinen lässt. Dichtkunst – oder das Handwerk des Dichters, die *poietike technē* – ist als Wortkunst – dies war für die Griechen des 5. Jahrhunderts eine Binsenwahrheit – immer auch ‚politisch‘, eine *politike technē*, ‚politisch‘ in dem Sinne, wie das Wort im klassischen Athen verstanden wurde: als das, was die Polis, was den Staat insgesamt betrifft, sei es die Politik im engeren Sinne, sei es die Kultur in all ihren Erscheinungsformen. „Für die kleinen Kinder ist es der Lehrer, der ihnen sagt, wo’s lang geht, für die Erwachsenen sind es die Dichter. Und darum müssen wir Dichter sagen, was gut und richtig ist“ – so der gestrenge Altmeister der tragischen Gattung und Urdemokrat AISCHYLOS in der Komödie „Die Frösche“ des ARISTOPHANES. Michael Köhlmeier hätte, wie eine Pressemitteilung vom 4. April dieses Jahres deutlich macht, vor Aischylos’ Augen bestanden. Ein Demokrat schweigt nicht, wenn er sieht, wie die Werte der Demokratie mit Füßen getreten werden, wenn anstatt von *humanitas* getragene Werte blinde Vorurteile regieren, wenn nicht – platonisch gesprochen – an den Intellekt, sondern an dumpfe Gefühle appelliert wird. Er hätte aber sicher auch, wenn er wie EURIPIDES und Aischylos in den aristophanischen Fröschen sich einer Überprüfung seiner *poietike technē*, seines Dichterhandwerks, hätte unterziehen müssen, ob er denn den Meisterbrief im Dichterhandwerk verdiene, sich vor Aristophanes’ bissiger Kritik nicht zu fürchten brauchen.

Doch ich will abrechnen und das Wort an SANDRA KEGEL von der FAZ übergeben, die als Kennerin von Michael Köhlmeiers Werk ihn weit besser vorstellen und würdigen kann, als ich das könnte.

BERNHARD ZIMMERMANN, Freiburg



## Laudatio für Michael Köhlmeier

Sehr geehrter Professor Zimmermann, sehr geehrte Damen und Herren, liebe MONIKA HELFER, lieber, verehrter MICHAEL KÖHLMEIER.

Es war einer dieser Winter, der wie aus der Zeit gefallen wirkte, als ich in Hohenems eintraf. Zeus hatte fast alles unternommen, um mich von meinem Plan abzubringen. Lange schon war es mein Wunsch, Michael Köhlmeier zu besuchen, den Schriftsteller, dessen Werk ich seit Jahren las, hörte, bewunderte. Und den ich nie kennengelernt hatte. Doch nun war so viel Schnee gefallen, dass Autos und Busse zum Erliegen gekommen waren und auch die Züge nur noch orientierungslos durchs Land kreuzten. Anfangs meldete ich mich auf meiner Irrfahrt von Frankfurt nach Vorarlberg stündlich bei Michael Köhlmeier, um die neuerliche Verspätung anzumelden, doch meine Nachrichten wurden zusehends spärlicher. Die geplante Ankunftszeit um fünf am Nachmittag war längst vorüber, als ich immer noch bei Stuttgart festsass, gegen acht war ich in Ulm, um zehn starrte ich aus meinem Zugfenster auf den dunklen Bodensee. Die Götter, so viel stand fest, hatten sich gegen mich verschworen, aber aufgeben konnte ich nicht. Kurz vor Mitternacht lief der Interregio schließlich in Hohemems ein. Und da, auf dem Bahnsteig, stand, mit Mütze und Schal bis zur Unkenntlichkeit ver mummt, Michael Köhlmeier.

Schweigend liefen wir durch die nächtliche Winterlandschaft. Wir redeten kaum. Worüber auch? Wir kannten uns nicht, und das stundenlange Verschieben unserer Begegnung hatte nicht nur mich, sondern offenbar auch ihn erschöpft. Eigentlich rechnete ich damit, dass er unser Treffen absagen würde. Denn schon am nächsten Morgen in der Früh hatte er den nächsten Termin, ein Live-Gespräch beim Rundfunk, und so etwas ließ sich nun einmal nicht verschieben. Doch steuerte Michael Köhlmeier nicht etwa ein Hotel an, um mich abzuliefern, sondern führte mich statt dessen zu einem kleinen Haus, seinem Elternhaus, wie er mir später erzählte, in dem er und seine Frau seit vielen Jahren leben. Es war stockdunkel, vor der Tür leuchtete ein Lämpchen auf meterhohe Schneeberge. Kaum jedoch waren

wir durch die Türe getreten, fand ich mich in einem Dschungel wieder.

Sie werden mir das nicht glauben. Und seien Sie versichert, auch ich meinte zu träumen. War ich Opfer meiner Übermüdung geworden? Hatte die nächtliche Stunde bei mir zu phantastischen Eingebungen geführt, wie sie eigentlich Dichtern und Künstlern vorbehalten sind? Vor mir erblickte ich exotische Pflanzen, die sich unter der Last ihrer Blüten bogen. Ich sah wilde Tiere des Dschungels, die aus grünem Dickicht argwöhnisch zu uns herüberschauten. Krokodile, Tiger und Schlangen, die im Halbdämmer unter Blättern und Ästen hervorlugten. Ein Dinosaurier, der am Boden entlang kroch. War ich zur Geisterstunde in den Tropen gelandet? Ich kniff mir in den Arm, aber tatsächlich: Ich befand mich nirgendwo anders als da, wo ich sein wollte: im Wohnzimmer von Michael Köhlmeier.

Es ist eine eigene Welt, die sich die Köhlmeiers in ihrem Haus erschaffen haben. Ein Paradiesgärtlein gewissermaßen, wie ein Himmel auf Erden erschien es mir, während die frostkalte Landschaft Vorarlbergs unter dem Schnee draußen wie erstarrt war. Erschaffen hat das kunstvolle Arrangement aus echten und künstlichen Blumen und voller hölzerner Tiere und geheimnisvoller Figuren Monika Helfer, die ebenfalls Schriftstellerin ist. Sie hat das Haus, in dem Michael Köhlmeier fast sein ganzes Leben verbracht hat, in ein Lebensgesamtkunstwerk verwandelt. Die Wände, über und über mit Bildern und Fotografien, Zeitungsausschnitten und Andenken behängt, umschließen gleichsam einen magischen Ort, an dem wiederum die magische Literatur Michael Köhlmeiers entsteht.

Wer ihn je reden gehört hat, wird es nicht mehr vergessen. Das Köhlmeiersche Oeuvre erschließt sich überhaupt erst in seiner ganzen Dimension, wenn man ihn einmal beim Reden erlebt hat. Das erschloss sich mir in dieser langen Nacht. Michael Köhlmeiers Art zu reden, in dieser eigenwillig singenden, über die Welt staunenden Stimme, in der das krachende „R“ der vorarlbergischen Kindheit immer mitklingt, schwingt als Grundton in all seinen Werken mit.

Und nur auf den ersten Blick scheint es so, als zerfalle dieses Werk in zwei Hälften, die sich womöglich auch noch in die Quere kommen. Auf der einen Seite seine Nacherzählungen antiker und klassischer Stoffe, von HOMER über die Bibel bis zur Nibelungensage und SHAKESPEARES Dramen. Auf der andern Seite die eigenen Geschichten, die Köhlmeier seit dreißig Jahren zu Romanen, Erzählungen und Novellen verarbeitet. Beiden Seiten des Autors, dem Nacherzähler wie dem Schöpfer, liegt dabei als DNA dieselbe Art des Erzählens zugrunde. Das Verfahren, sich improvisierend und erzählend zu erinnern. Hier wie da ist ein virtuoser Geschichtenerfinder am Werk, ein Erzähler wie aus vergangenen Zeiten.

Michael Köhlmeier, der während der Studentenunruhen in Marburg Philosophie studierte, zeigte sich dabei immer schon unbeirrt von literarischen Moden. Sein vielschichtiges, ineinandergreifendes Werk könnte man auf einen verbindenden Gedanken bringen, den der jüngst verstorbene Schriftsteller PETER KURZECK so formuliert hat: „Die ganze Gegend erzählen, die Zeit!“

Köhlmeiers immenser Erfolg mit seinen Nacherzählungen der griechischen Mythologie ist dabei nicht etwa dem jüngsten Boom der Antike geschuldet. Seit Jahren wachsen ja in deutschen Schulen wieder die Zahlen der Lateinschüler, und Hollywoods Berühmtheiten wie RUSSEL CROWE und BRAD PITT reißen sich geradezu darum, im Kino die antiken Helden zu verkörpern, von Achilles bis zu Noah. Köhlmeier kam eher durch Zufall dazu und aus der Situation heraus, eine Familie mit vier Kindern zu ernähren, von dem zu erzählen, was er am besten kannte und ihn brennend interessierte, den alten Sagen. Die Mythologie benutzt er als Fundus von Figuren und Motiven, die er spielerisch immer neu verknüpft. Die Stoffe bilden für ihn „eine Art fernen Spiegel“, um die Gegenwart besser verstehen zu können. „Der Mythos erzählt von Gewesenem, Vergangenen“, sagt Köhlmeier, „aber von einem Vergangenen, dessen Folgen bis heute anhalten, somit vom Werden und Gewordensein von uns“. Dieses Erzählen „von uns“, von unseren Dramen und Tragödien, die individuell und allgemein gültig, eben menschlich sind, das ist eine der

Kontinuitäten im Werk Michael Köhlmeiers. Wie dieser Autor seine Helden in der Welt beobachtet und beschreibt, das ist ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang – für den Autor wie für den Leser.

Der alte Vorwurf, erzählen sei naiv, weil es davon ausgeht, die Wirklichkeit abbilden zu können, greift im Fall von Michael Köhlmeier nicht. Denn der Ausgangspunkt seines Erzählens ist ja gerade nicht die angeblich eine existierende Wirklichkeit, sondern das Ich, das versucht, diese Wirklichkeit zu beschreiben. Und oft genug daran scheitert. Immer wieder machen uns deshalb die Figuren von Köhlmeier auf ganz unterschiedliche Weise klar, wie wichtig das Erzählen von Geschichten für das Leben ist. Erzählen ist für sie, und also für Köhlmeier die Antwort auf alle anstehenden Fragen. Dabei ist immer klar, dass es niemals eine wahrheitsgetreue Wiedergabe der Ereignisse geben kann, sondern immer nur Eindrücke und Bilder davon. Die Erzähler fragen mithin als Beobachter zweiter Ordnung, welchen Sinn das Erzählen denn hat. Und die Antwort, die Michael Köhlmeier uns gibt, ist die, dass der Mensch erzählt, weil er nicht anders kann. Wir brauchen Geschichten, um die Welt und auch uns selbst entstehen zu lassen, wir brauchen Geschichten, um uns zu erzählen, wer wir sind.

Michael Köhlmeier begann in den neunziger Jahren, die alten Stoffe neu zu erzählen, einerseits in den Romanen „Telemach“ und „Kalypso“, andererseits in der mündlichen, später dann für Hörfunk und Fernsehen aufgezeichneten Nacherzählungen der Sagen des klassischen Altertums, der Nibelungen, der Bibel, Shakespeares und der Märchen. Die antiken Sagen kannte er aus Erzählungen des Vaters, mit den Grimmschen Märchen machte ihn die Großmutter vertraut. Beides war wichtiger Teil seiner Entwicklung zum Schriftsteller.

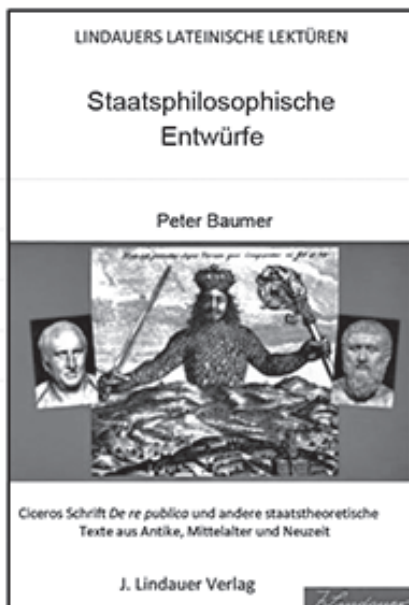
Über seine Großmutter erzählte er einmal, dass sie ein metaphysisches Problem hatte. Nämlich die Zeit. Genauer: die Vergänglichkeit. Genauer: Die Vergänglichkeit der Welt in der Zeit. Die Zukunft ignorierte sie. Die Vergangenheit sortierte sie – das Gute ins Töpfchen und aufgehoben in der Allgegenwart der Erinnerung. Die in ihren Erzählungen so unvergleichlich Sub-

stanz gewann; das Schlechte ins Kröpfchen und hinuntergeschluckt. Aber nicht ins Vergessen, sondern in den dunklen Gärgrund, in dem die Träume, Ängste und Phantastereien wurzeln. Beim Vater traten die Erzählungen dagegen nie mit dem Anspruch des Erlebten auf. Er erzählte Geschichte – und immer war klar, dass es erstens vorbei und zweitens ganz andern Leuten zugestoßen war: „Mein Vater war Historiker. Seine Profession pochte auf die These, dass Vergangenes vergangen sei, dass es dargestellt und analysiert, aber gerade nicht beschworen werden könne wie ein Geist aus der Flasche.“ Dieser Vater nahm seinen achtjährigen Sohn bei der Hand und ging mit ihm zu einer Baustelle der Österreichischen Bundesbahn. Erzählte von KARL DEM GROßEN, wies zwischendurch auf die Planiermaschinen und sagte: „Hier sind meine Steuern am Werk.“ Und war überzeugt, dass je mehr der Mensch in Zukunft auch über Karl den Großen wisse, desto sinnvoller werden seine Steuern verwendet.

Beide Erzähltraditionen haben sich in Köhlmeiers Werk verbunden und Neues geschaffen. Denn zwar erzählt er da die altbekannten Geschichten, doch interpretiert er sie um und steckt sie in ein zeitgenössisches Gewand, ohne sie zu entstellen. Die Götter, Halbgötter und Titanen steigen vom Sockel herab und werden zu Gestalten voller Leben, Gefühl und Seele. In den Nacherzählungen finden sich immer wieder aktuelle Kommentare und Einschübe zu Themen wie Globalisierung, Feminismus und Krieg, und er spart mit Anspielungen auf Filme und Lieder der Gegenwart nicht. Wörter wie „Götterbaby“, „Killermaschinen“ oder „atomarer Overkill“ kommen ihm bei Homer ganz selbstverständlich über die Lippen. Pallas Athene wird bei ihm zur „Göttin der Atombombe“, Orpheus zum „Stammvater aller linkshändigen Gitarristen von JIMI HENDRIX bis PAUL MCCARTNEY“.

Köhlmeier unterscheidet sich von SCHWAB vor allem in der Einführung des kritischen Erzählers,

**Peter Baumer, Staatsphilosophische Entwürfe, Ciceros Schrift *De re publica* und andere staatstheoretische Texte der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit, 100 S., broch., ISBN 978-3-87488-221-7 15,80 €**



**Ziel** der Textsammlung: Weckung und Förderung des Interesses für politisches Engagement

**Text:** Cicero, *De re publica* (Ausschnitte)

**Zusatztexte:** aus der europäischen Geistesgeschichte bis in die Gegenwart

**Aspekte:** z. B. Ursprung und Wesen des Staats, der Einzelne und der Staat, Recht und Gerechtigkeit im Staat, Imperialismus, der Staatsmann

**Aufgaben:** z. B. Was spricht dafür, sich politisch zu betätigen? Sollte in wichtigen Fragen zum Beispiel beim Beschluss von Gesetzen oder bei der Nutzung von Atomenergie, nicht das Volk selbst entscheiden? Begründen Sie Ihre Einschätzung!

**J. Lindauer Verlag GmbH & Co. KG, München**

Tel.: 089 223041/ Fax: 089 224315

E-Mail: [info@lindauer-verlag.de](mailto:info@lindauer-verlag.de)/ Web: [www.lindauer-verlag.de](http://www.lindauer-verlag.de)

*J. Lindauer*



wie der Innsbrucker Germanist SIGURD PAUL SCHEICHL herausgearbeitet hat. Denn dieser Erzähler betet nicht nur die Inhalte vorhandener Werke nach, sondern es werden diese Geschichten explizit aus heutiger Sicht berichtet, kommentiert und beurteilt. Da erhalten wir auch Auskunft über Quellen, und Querverweise werden hergestellt und Mythen einbezogen, die die Bibel oder Homer ausgelassen haben.

So heißt es bei Köhlmeier über den Sieg der Griechen über Troja: „Die Soldaten drangen in die Stadt, und nun begann dieses unglaubliche Gemetzel. Das ist der erste Holocaust, die erste menschliche Ausbrennung, die im Abendland beschrieben wird. Von der Stadt Troja wird am Ende nicht ein Stein auf dem andern bleiben.“ Und dann überspringt Köhlmeier einige hundert Jahre und kommt auf den Peleponnesischen Krieg zu sprechen. „Das ist nun ein realer, kein mythischer Krieg. Bei THUKYDIDES gibt es ein kleines Kapitel, überschrieben mit ‚Die Pathologie des Krieges‘. Das sind nur wenige Seiten. In knapper Form wird beschrieben, wie gegen Ende eines Krieges die Motivationen, die zu dem Krieg geführt haben, die den Krieg zu Anfang als unausweichlich und edel haben erscheinen lassen, zerfallen und sich in ihr Gegenteil verwandeln. Der Krieg verdirbt. Das hat Thukydides vor fast zweieinhalbtausend Jahre so beschrieben und es lässt sich übertragen auf alle Kriege bis in unsere Zeit.“

Über die Dualität in seinem Werk, hier der Erzähler antiker Stoffe, da der Schöpfer aus eigener Phantasie, hat Michael Köhlmeier einmal gesagt, dass er zeitweise auf sich selbst eifersüchtig war. Weil er mit Homer und der Bibel so unvergleichlich viel besser beim Publikum ankam als mit seiner eigenen Dichtung, weshalb er als Nacherzähler nahezu aufhörte. Und wer will ihm das verdenken? Füllte Köhlmeier, wenn er mit der Odyssee durchs Land fuhr, doch ganze Stadthalen bis auf den letzten Platz. Ein Erfolg in dieser Dimension ist zeitgenössischen Schriftstellern allenfalls vergönnt, wenn sie wie FRANK SCHÄTZING oder HENNING MANKELL marktgängige Bestseller verfassen. Doch Michael Köhlmeier hat nie mit Blick auf Verkaufszahlen Bücher geschrieben. Auch wenn er sich nicht scheut, Dinge

zu tun, die unter Schriftstellern, die sich ernst nehmen, als verpönt gelten. So legt er sich etwa gattungsmäßig überhaupt nicht fest. Stattdessen hat Köhlmeier, seit er 1982 mit dem Roman „Der Peverl Toni und seine abenteuerliche Reise durch meinen Kopf“ debütierte, ein überaus vielfältiges Oeuvre vorgelegt. Köhlmeier schreibt Theaterstücke, Hörspiele und Drehbücher ebenso wie Erzählungen, Novellen und Romane. Neuerdings sogar Gedichte. Und einerlei, ob er sich für die ganz lange oder die sehr kurze Form entscheidet, immer bleibt er erzählender Arrangeur, der die Details nicht aus dem Blick verliert.

Unser nächtliches Gespräch in Hohenems hat mich vieles gelehrt. Auch, dass Michael Köhlmeier noch im scheinbar zwanglosen Plaudern ein dichtes Gewebe aus Binnengeschichten zu knüpfen vermag, das zu immer neuen, oft überraschenden Wendungen führt. Fast meinte ich dabei zu erkennen, dass gerade so, wie er unsere Unterhaltung dramaturgisch komponierte, er sich redend vorwage, um erst später eine fast vergessene Frage doch noch zu beantworten, und die Art, wie er sich lustvoll in die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden hineinschraubte – dass sich mir darin die verborgene Mechanik seiner Romane offenbarte: diese raffinierte Dramaturgie des Vor- und Zurückspringens, die, scheinbar keiner Chronologie folgend, immer spannend und bewegend bleibt. Köhlmeiers Romane sind wie Mobiles, deren Reiz darin besteht, dass ihre unterschiedlich langen und unterschiedlich schwer behängten Arme trotz ständiger Bewegung harmonisch zueinander stehen.

Aus seinem breiten Wissen der Kulturgeschichte und den Naturwissenschaften wie auch aus seiner Fähigkeit, davon in unvergleichlicher Einfachheit zu erzählen, schöpft Köhlmeier für seinen eigenen, in den vergangenen dreißig Jahren nie versiegten Strom an Geschichten. Immer wieder lässt er dabei in seinen Büchern historische Fakten und Figuren nahtlos in Fiktion übergehen. In seinem Roman „Spielplatz der Helden“ etwa, der gerade vom Hanser-Verlag neu aufgelegt wurde, erzählt er die Geschichte dreier Männer, die 1983 etwas tun, was vor ihnen niemand gewagt hat: nämlich in achtundachtzig Tagen das ewige Eis von Grönland an der breites-

ten Stelle zu überqueren, ohne technische Hilfe und ohne Verbindung zur Zivilisation. Dabei zerstreiten sich die Drei so sehr, dass sie während des langen Marsches kein Wort miteinander wechseln. Was ihr Leben natürlich nur noch mehr in Gefahr bringt. Selbstredend interessiert Köhlmeier sich nicht für den exakten Ablauf der Expedition, sondern für die Beweggründe, Gedanken und Verhaltensweisen der drei Abenteurer. Auf sich allein gestellt und nur dem Ziel folgend, auf der anderen Seite Grönlands ankommen, wird jeder von ihnen sich selbst und den beiden andern zur größten Bedrohung auf dieser Reise durch die Kälte. Auch hier werden wieder verschiedene Versionen eines Ereignisses erkundet und die Wirklichkeit aufs Neue in Frage gestellt. Denn fast scheint es, als wären die drei auf drei unterschiedlichen Kontinenten unterwegs gewesen.

In seinem jüngsten Roman, der Schelmen-geschichte „Die Abenteuer des Joel Spazierer“, erzählt Köhlmeier wiederum die Geschichte eines Helden, der nie gelernt hat, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Und neben der fiktiven Figur tauchen auch hier aufs Neue historische Figuren wie ERICH MIELKE, ERNST THÄLMANNS Tochter und MARGOT HONECKER auf. Sogar die Professur für wissenschaftlichen Atheismus, die JOEL SPAZIERER in den achtziger Jahren in Ostberlin innehat, gab es, so märchenhaft das auch klingen mag, tatsächlich.

Mit dem groß angelegten Panorama „Abendland“ hat Michael Köhlmeier sein Meisterwerk geschaffen, das auf knapp achthundert dicht beschriebenen Seiten Welt-, Geistes- und Privatgeschichte aufs kunstvollste ineinander fließen lässt. Generationenübergreifende Entwicklungen verfolgt er hier aus verschiedenen Perspektiven und versucht sich zugleich an einer Charakteristik des zwanzigsten Jahrhunderts. „Abendland“ ist der hochambitionierte Versuch, das Wesen des Jahrhunderts anhand einer Doppelbiographie zu ergründen. Köhlmeier führt seine Leser an sämtliche Schauplätze der Welt- und Geistesgeschichte; von Göttingen, dem Mekka der Mathematiker, über das Moskau der Stalin-Ära, zu der von den Nationalsozialisten ermordeten Nonne EDITH STEIN und in den Umkreis von OPPENHEI-

MERS „Manhattan Project“ zur Entwicklung der Atombombe, hin zu den Nürnberger Prozessen und ins studententbewegte Frankfurt auf dem Weg in den Deutschen Herbst zwischen Terrorismus und Repression. Und sogar nach Innsbruck, Heimat des Protagonisten Carl Jakob Candoris.

Auch hier erweist sich Köhlmeier wieder als ein Meister des Erzählens, der gleichsam als Chronist das alltägliche Leben ebenso festhält wie die großen Momente der Geschichte – und sie anschaulich miteinander verknüpft. Geradezu als das Gegenstück zu „Abendland“ lässt sich „Idylle mit ertrinkendem Hund“ lesen. Beide Werke bezeugen Michael Köhlmeiers Virtuosität vor allem in diesen beiden Gattungen: dem großen Epochenroman und der dichten Novelle.

Hier haben wir es mit einem voluminösen, in alle Richtungen ausschweifenden Roman über das schlimme zwanzigste Jahrhundert zu tun. Dort ist der Furor des alles verschlingenden Chronisten der völligen Enthaltensamkeit gewichen. Es geht nur noch um das Wesentliche, den letzten Rest, wenn alles andere im Leben abgeschüttelt ist.

Der schmale Band „Idylle mit ertrinkendem Hund“ ist bestimmt eines der traurigsten und tröstlichsten Stücke der Literatur, das den größten Schmerz, den Verlust eines Kindes, in Zartheit verwandelt. In der Novelle versucht der Ich-Erzähler, einem Hund das Leben zu retten. Er und seine Frau haben Besuch von Johannes Beer, dem Lektor des Erzählers, um an einem neuen Buch zu arbeiten. Das Verhältnis zwischen Autor und Lektor ist kühl und beschränkt sich auf das Berufliche. Als die Männer eines Tages spazieren gehen und an einem See vorbeikommen, sehen sie, wie ein Hund, der im Eis eingebrochen ist, ums Überleben kämpft. Während der Lektor losrennt, um Hilfe zu holen, geht der Erzähler aufs Eis und versucht, den Hund zu retten. Krampfhaft hält er sich an ihm fest und bringt sich dadurch selbst in Gefahr, ganz so, als könnte er einen weiteren Verlust nicht ertragen.

Die literarische Miniatur spart nicht mit Verweisen auf Mythologisches – da ist von einem schwarzen Hund die Rede, von einem Zöllner und von DANTES „Inferno“. Die Sätze freilich, so klar wie kristallenes Eis, erzählen davon, dass es hier auch um das Leben des Mannes geht, der

sich selbst zu retten versucht. Michael Köhlmeier findet hier Worte für etwas, über das man im Grunde nicht schreiben kann. Seine Geschichte nimmt uns mit an jenen Ort, den der Lektor ängstlich meidet: dorthin, wo die Literatur das Unmögliche leistet, Schmerz und Schrecken zu transformieren. Man kann sich das Trauma einer verlorenen Tochter nicht von der Seele schreiben. Das weiß Michael Köhlmeier. Aber man kann es, wie er in jener Nacht sagte, „vorübergehend in eine Form bringen“.

„Idylle mit ertrinkendem Hund“ lotet in der Tiefe der Erzählung die Möglichkeit und Unmöglichkeit literarischer Aufarbeitung aus. Es ist ein Grenzgang, den der Erzähler beschreitet. Denn statt das Gespräch mit seinem Lektor direkt zu suchen, stellt sich der trauernde Vater ein Gespräch mit ihm nur vor, in dem er all seine Gedanken über das Festhalten durch Schreiben, das Fortleben durch Vorstellungskraft und um die Erinnerung zwischen Wirklichem und Erfundenem ausdrückt.

Es scheint unmöglich, den Schmerz an das Papier abzugeben, und ebenso unmöglich ist es, dass dieser vom Leser erkannt wird. Aber doch gibt es so etwas wie Trost in der Lektüre. In Köhlmeiers Erzählung „Madalyn“ kann man dazu Antworten finden: In der Liebesgeschichte zweier Schüler ist häufiger die Rede davon, was Literatur überhaupt soll, und warum dieser seltsame Drang denn existiert, die Wirrnisse des Lebens in Geschichten zu ordnen und zu formen. Das übersichtlich machende Wirken von Literatur, so formuliert es einer, sei doch nichts anderes als ein Katalog von Präzedenzfällen, der uns zeigen und dadurch beruhigen soll, dass schon andere vor uns getan und erlitten haben, was wir tun und erleiden.

Dass die Kritik bisweilen mit Vorbehalten auf Michael Köhlmeiers Erzählwerk reagiert hat, bleibt nicht nachvollziehbar. Als könnte sich das Erzählen von Geschichten tatsächlich überlebt haben. Ist es nicht viel eher so, dass das legendäre „Kursbuch 15“, das einst den Tod der Literatur ausrief, sich überlebt hat? Michael Köhlmeier hat sich Gott sei Dank niemals davon abbringen lassen, zu erzählen. Und seine Lust daran hat er nicht nur als Widersetzung gegen das Primat des Politischen in der Literatur verstanden. Erzählen ist für ihn selbst ein politischer Akt. Zitat:

„Ich dachte: man kann es drehen und wenden, wie man will: Nicht-Erzählen heißt Schweigen. Das Bedürfnis zu erzählen und erzählt zu bekommen, kann nicht gebrochen werden, es ist ein Grundbedürfnis des Menschen, weil es Arbeit am Selbstbildnis ist. Diese Arbeit schließt freilich Menschenliebe als unabdingbare Voraussetzung mit ein. Denn in den Spiegel wollen wir nur schauen, wenn wir lieben, was wir dort sehen. Da sagte mein Freund: Kann man nach diesem Jahrhundert des Grauens den Menschen noch lieben? Wenn nein, antwortete ich ihm, hätten die, welche das Grauen organisiert haben, recht. Mag das Erzählen eine primitive Kunst sein, mögen Literaturpolizisten vorschreiben wollen, was man nach KAFKA, MUSIL, JOYCE darf und was nicht – ich kann nur tun, was ich kann, und was ich kann, ist was ich muss, und was ich muss, ist, was ich will: erzählen nämlich.“

Erzählen, um zu leben, um zu überleben. Weil Erzählen heißt, sich vor dem Leben zu verbeugen. Das gehört zu diesem menschenfreundlichen Philosophen unter den Schriftstellern dazu. Deshalb haben Sie diesen Preis unbedingt verdient. Lieber Michael Köhlmeier: Ich gratuliere zum Humanismus-Preis.

SANDRA KEGEL, 24. April 2014.



HIS LITTERIS

**PRAEMIVM HVMANITATIS**

ADIVDICAMVS

**MICHAELI KÖHLMEIER,**

SCRIPTORI EXCELLENTI,

VT VIRTVTES EIVS HONOREMVS,  
QVAS NOSTRA AETATE SINGVLARITER PRAESTITIT.

MICHAEL KÖHLMEIER SVMMA LAVDE DIGNVS EST,  
QVOD OPERE SVO MVLTIPlici  
HEREDITATEM CVLTVS ATQVE HVMANITATIS EVROPAE  
DILIGENTER RECEPIT ET INGENIOSE EXPLICAVIT.  
IMPRIMIS AVTEM IN ENARRANDIS CARMINIBVS HOMERICIS  
ALIISQVE FABVLIS POETARVM GRAECORVM DEMONSTRAT  
ANTIQVITATEM HODIE QVOQVE TANTVM PONDERIS HABERE,  
VT ILLA POEMATA PERTRACTANDO  
SIMVL NOSMET IPSOS ALTIVS COGNOSCAMVS;  
ET HOC AGENDO VELVT PONTIFEX EGREGIVS  
PONTES FACIT  
INTER LITTERAS GRAECAS LATINASQVE  
ET NOSTRAM AETATEM.

SIC ID ADEPTVS EST,  
QVOD NOS, LITTERAS LATINAS ET GRAECAS DOCENTES,  
HOC PRAEMIO LAVDARE VOLVMVS:  
STVDIVM ANTIQVITATIS CVM VITA HOMINVM HODIERNA  
CONIVNXIT.

SECVNDVM ILLVD EXEMPLVM,  
QVOD GRAECE PAIDEIA, LATINE HVMANITAS VOCATVR,  
MICHAEL KÖHLMEIER EST SCRIPTOR,  
CVI NON TANTVM ARS SCRIBENDI ET RECITANDI,  
SED ETIAM VIS LITTERARVM LIBERANS CORDI EST.

OENIPONTI

A. D. VIII. KAL. MAIAS

ANNO DOMINI BISMILLESIMO QVARTO DECIMO  
ASSOCIATIONIS PALAEOFILOLOGORVM GERMANORVM  
PRAESES

(Prof. Dr. Bernhard Zimmermann)

*Text der lateinischen Ehrenurkunde zur Verleihung des Humanismus-Preises an Michael Köhlmeier am  
24. April 2014 in Innsbruck*

# Warum Klassiker?

Für A.M.E.S. in Liebe

## I.

Das Klassische, so erfährt man, wenn man einschlägige Lexika konsultiert, gehört einer vergangenen Zeit an. Neben der Klärung des römischen Sprachgebrauchs findet man vor allem Gelehrtes über eine Wirkungs- und Begriffsgeschichte, die abgeschlossen ist. Das Klassische ist rein antik; seine moderne Erscheinung auf den französischen und den deutschen Klassizismus, also die Weimarer Klassik, beschränkt. So ist die Geschichte des Klassischen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu Ende – keine Spur von den humanistischen Impulsen des zwanzigsten Jahrhunderts und davon, dass dem Klassischen in den zwanziger Jahren eine Tagung gewidmet war, die – gewiss nicht ohne Berechtigung – an sein Verständnis das Selbstverständnis der klassischen Philologie knüpfte.

Aus einer weniger seriösen, dafür populäreren Informationsquelle, der „Wikipedia“, ergibt sich ein anderes Bild. Hier lernt man, dass das Klassische hochaktuell ist. Unter dem Lemma „Klassiker“ begegnen nicht nur „die antiken griechischen und lateinischen Schriftsteller, deren Werke auch heute noch Bedeutung besitzen“, nicht nur, wie zu erwarten, GOETHE und SCHILLER und, wie vielleicht nicht zu erwarten, HÖLDERLIN, nicht nur „moderne Klassiker“ – genannt werden THOMAS MANN, HERMANN HESSE und JAMES JOYCE – sondern auch „Kinderbuch-Klassiker“ und als solcher ASTRID LINDGREN mit „Pippi Langstrumpf“; „Krimi-Klassiker“, so lernt man, sind die Werke von AGATHA CHRISTIE und ARTHUR CONAN DOYLE, und man lernt auch, dass es „Klassiker der Populärmusik“ gibt wie „*In the Mood*“ von GLENN MILLER, „*Satisfaction*“ von den ROLLING STONES und „*Imagine*“ von JOHN LENNON. Einmal auf diese Aktualität des Klassischen aufmerksam geworden, erinnert man sich, von „Möbelklassikern“ oder „Designklassikern“ gelesen zu haben.

Sind das Verflachungen des Sprachgebrauchs, wie sie BEDA ALLEMANN als Autor des Artikels „Klassische (das)“ im Historischen Wörterbuch der Philosophie mit dem Beispiel der „klassischen

Müllabfuhr“ („im Gegensatz zu moderneren Verfahren der Kerichtbeseitigung“)<sup>1</sup> illustrieren wollte? Aber es könnte auch sein, dass das Klassische im Alltäglichen überwintert und, gleichsam unter der Decke des selbstverständlichen Wortgebrauchs, seine Unvermeidlichkeit zeigt. Vielleicht wartet das Klassische so darauf, für den Bereich der sich als Kultur verstehenden Kultur rehabilitiert zu werden. Das wäre auch nötig. In den Geistes- oder Kulturwissenschaften herrscht die Tendenz zur Neutralität gegenüber den Forschungsgegenständen, begleitet von der immer wieder spürbaren Furcht vor Qualitätsdifferenzierungen. ‚Nur nicht werten‘ ist die Maxime, die fast ein Imperativ ist, und entsprechend kann die Hochschätzung des Klassischen nur ideologisch suspekt sein. Auch im Bereich der ernsthaften Kunst gehört Eigensinn dazu, sich – wie man vielleicht sagen möchte: noch auf das Klassische zu berufen, wohl auch Mut, gemischt mit einer Spur Provokation, wie ihn PETER HANDKE bewies, als er in seiner Dankesrede zur Verleihung des FRANZ-KAFKA-Preises bekannte: „Ich bin, mich bemühend um die Formen für meine Wahrheit, auf Schönheit aus – auf die erschütternde Schönheit, auf Erschütterung durch Schönheit; ja, auf Klassisches, Universales, das, nach der Praxis-Lehre der großen Maler, erst in der steten Natur-Betrachtung und -Versenkung Form gewinnt.“<sup>2</sup>

Für den das Klassische historisierenden Konsens mag Handkes Bekenntnis von Gestern sein. Aber das wäre ein gefährliches Argument, denn auch dieser Konsens ist nicht von Heute. Bald auf HEGELS emphatische Behauptung der klassischen Kunst als der nicht nur maßgeblichen, sondern geradezu einzig wahrhaften Kunst folgt die Dekonstruktion jener freien Geistigkeit als bestimmter Individualität, die Hegel als das Wesen der klassischen Kunst ausgemacht hatte.<sup>3</sup> NIETZSCHE entdeckt die dunklen Seiten der griechischen Kunst, das musikalisch entgrenzende Geschehen des Dionysischen als Grund und Abgrund des apollinisch Individuellen, das so die Bedeutung verliert, die es als das

Klassische hatte. Kein Wunder, dass „das Wort ‚klassisch‘ Nietzsches Ohren „widersteht“ und er es „bei weitem zu abgebraucht, zu rund und zu unkenntlich geworden“ findet, dies übrigens im Zusammenhang einer Kritik der Romantik, als deren Kontrast das Klassische also auch nicht mehr taugt.<sup>4</sup>

Nietzsche wäre nicht er selbst, wenn man ihn auf dieses Verdikt festlegen könnte. Kurz bevor er die Rede vom Klassischen verwirft, spricht er von einem „klassischen Pessimismus“ der sein „*proprium* und *ipsissimum*“ sei und der, eben weil das Wort ‚klassisch‘ verbraucht sei, lieber ‚dionysisch‘ heißen sollte.<sup>5</sup> Wie „alles, was tief ist“ liebt offenbar auch das Klassische „die Maske“.<sup>6</sup> Doch Nietzsches Verdikt macht Schule, und so hat sich der lange Schatten, den Nietzsche ins zwanzigste Jahrhundert geworfen hat, auch über das Klassische gelegt. HEIDEGGER hat seine Behauptung, Nietzsche sei „wenn wir von Hölderlin absehen“ der erste, „der das ‚Klassische‘ wieder aus der Mißdeutung des Klassizistischen und Humanistischen herausgerissen“ habe,<sup>7</sup> wenige Jahre später revidiert und das Klassische dem Historischen, also der seinsvergessenen Abart der Geschichte zugerechnet. Die Orientierung am Klassischen mit ihrer Bindung an das „Ideal“ als einer „ewigen Aufgabe“ sei „Abdrängung des Entscheidungshaften und Flucht vor dem Sprung – in die Möglichkeit des Verzichten-müssens“; sie überdecke, „daß jetzt z. B. Kunst unmöglich geworden“ sei.<sup>8</sup> Nicht ganz unähnlich bemerkt ADORNO in seiner „Ästhetischen Theorie“, dass mit der Moderne der Anspruch der Kunst auf Dauer, auf den „der Begriff der Klassizität“ hinausgelaufen sei, hinfällig werde.<sup>9</sup> Genau dieses Dauernde, über den geschichtlichen Augenblick Hinausreichende nimmt Handke mit dem „Universalen“ für sich in Anspruch.

Ist das die Selbstabschottung eines Autors, der das Ende der Orientierung am Klassischen noch nicht bemerkt hat? Oder ist das Klassische unvermeidlich? Dann sollte man seine Unvermeidlichkeit so nüchtern wie irgend möglich sehen, derart, dass man zugleich die möglichen Vorbehalte gegen das Klassische sieht und sich von idealisierenden Konstruktionen freihält. In diesem Sinne hat ERNST ROBERT CURTIUS

argumentiert. An den „sehr bescheidenen, nüchternen Ursprung“ des Begriffs erinnernd, hält er fest, dass dieser in den letzten zweihundert Jahren „über Gebühr und über alles Maß aufgebläht“ worden sei. Es sei „ein folgenreicher, aber auch fragwürdiger Schritt“ gewesen, „daß um 1800 das griechisch-römische Altertum *en bloc* als ‚klassisch‘ erklärt“ worden sei. Damit sei die „geschichtlich unbefangene, aber auch die ästhetisch unbefangene Würdigung der Antike [...] für ein Jahrhundert verbaut“ worden. Curtius wendet sich gegen die „öde und verfälschende Schulmeisteri“ dieser historischen Homogenisierung und plädiert für einen „echten und kühnen Humanismus der freien Geister“, zu dessen Aufgaben nicht zuletzt die „ästhetische Kritik“ gehört, die „zum Beispiel herausarbeitet, was gemeint ist, wenn man“ – wie T. S. ELIOT – „von der Klassik eines Virgil redet“.<sup>10</sup>

Das Plädoyer von Curtius verdient, beherzigt zu werden. Mit Curtius lässt sich mancher Vorbehalt gegen das Klassische anders lesen – nicht zuletzt der Vorbehalt Nietzsches gegen ein beliebig gewordenes Altertum, das nicht mehr „klassisch und vorbildlich“ wirke, wie seine „Jünger“ bewiesen, „welche doch wahrhaftig keine vorbildlichen Menschen sind“, wie es für Nietzsche ein wahrer Liebhaber des Klassischen war, FRIEDRICH AUGUST WOLF, auf dessen „ächt humanen Geist“ er mit Wehmut zurückblickt.<sup>11</sup> Zur wahren Vorbildlichkeit des Klassischen gehört offenbar ein freier Blick auf dieses, Humanismus der freien Geister im Sinne von Curtius, und damit auch die Frage, was mit dem Klassischen gemeint sei. Das ist eine historische und philologische Frage, gewiss, aber auch eine philosophische, die einem vermeintlich eindeutigen Ausdruck unterscheidend, also kritisch seine Vieldeutigkeit zurückgibt und gerade so nicht aufhört zu fragen, was die Sache ist, die dieser Ausdruck bezeichnet.

Was die philologische und philosophische Sprachkritik betrifft, so kann der Hinweis von Curtius auf den „sehr bescheidenen, nüchternen Ursprung“ des Klassischen weiterhelfen. Curtius sieht eine „reizvolle philologische Kuriosität“ darin, dass „ein so viel umkämpfter und mißbrauchter Grundbegriff unserer Bildung wie der der Klassik auf einen heute nur den Fachleuten



bekanntem spätrömischen Autor“ zurückgehe. Das veranschauliche „das Walten des Zufalls in der Geschichte unserer literarischen Terminologie“ und, wie man ergänzen kann, auch die Ironie der Begriffsbildungen. Über das Klassische, so Curtius, hätte man kaum diskutieren können, „hätte man das Wort *classicus* verstanden“. <sup>12</sup> Am Anfang der Wirkungsgeschichte des Klassischen steht eine Metapher, und mit Metaphern kann man (fast) alles machen, was man will.

Das hat auch sein Gutes: Statt eine Metapher einfach zu gebrauchen, kann man diesen Gebrauch prüfen und Kriterien dafür entwickeln, in welchem Fall es sinnvoll ist, ein Werk oder einen Autor, und das heißt: alle Werke dieses Autors, als klassisch zu bezeichnen. Das heißt nicht, alle anderen Verwendungen der Metapher sollten damit verworfen werden. Das wäre ein sinnloses Unterfangen, da der Sprachgebrauch sich durch noch so gute Argumente nicht reglementieren lässt. Doch geprüfte, wohl begründete und in diesem Sinne gerechtfertigte Verwendungen sind zuverlässiger. Außerdem kann durch sie auch der ungeprüfte und entsprechend vage Sprachgebrauch verständlicher sein.

## II.

Was klassisch genannt wird, kann nicht von heute sein. Aktuelle Werke oder solche neueren Datums mögen noch so sehr überzeugen und beeindrucken, das Prädikat des Klassischen enthält man ihnen vor, in der mehr oder weniger bewussten Annahme, dass es zu früh dafür sei. Klassizität muss sich offenbar erweisen; Werke müssen ihre Kritik überstehen und sich gegenüber Irritationen und Vorurteilen durchgesetzt haben, bevor man sie ‚klassisch‘ nennt. Sie müssen, wie GADAMER es nennt, eine Wirkungsgeschichte haben, und diese muss, wie auch immer, nachhaltig sein.

Diese Überlegung hat Gadamer dazu motiviert, das Klassische über seine Wirkungsgeschichte zu definieren. „Klassisch“, so liest man in „Wahrheit und Methode“, sei „was der historischen Kritik gegenüber“ standhalte, „weil seine geschichtliche Herrschaft, die verpflichtende Macht seiner sich überliefernden und bewahrenden Geltung, aller historischen Reflexion schon“ voraus liege „und

sich in ihr“ durchhalte. <sup>13</sup> Wenn man etwas ‚klassisch‘ nenne, so spreche daraus „ein Bewußtsein des Bleibendseins, der unverlierbaren, von allen Zeitumständen unabhängigen Bedeutung“. <sup>14</sup> Aber so über allen Zweifel erhaben ist das Klassische nicht. Seine Wirkungsgeschichte muss nicht so glatt und kontinuierlich verlaufen, wie Gadamer – und vor ihm übrigens auch SCHADEWALDT – annimmt. <sup>15</sup> Das Klassische kann umstritten sein; es kann marginalisiert werden. Klassische Autoren können ungelesen bleiben, gerade weil sie als klassische gelten. BERTOLT BRECHT, auch ein guter Kenner des Klassischen, nennt das „Einschüchterung durch Klassizität“. <sup>16</sup>

Gleichwohl ist mit der positiv gemeinten Bezeichnung eines Werkes als ‚klassisch‘ die Annahme verbunden, dass die Marginalisierung problematisch sei und das Werk wichtig genommen und gelesen (oder gehört oder betrachtet) werden müsste. Aber diese Annahme dürfte mit Gadamer's Hinweis auf das Bleibende, von den Zeitumständen Unabhängige eines klassischen Werkes kaum hinreichend begründet sein. Die zeitlose Geltung eines Werks kann leicht bestritten werden; manches wurde als zeitlos behauptet und findet heute keine Bewunderer mehr.

Entsprechend muss man sagen können, warum die Beschäftigung mit einem Werk unumgänglich und das Werk unverzichtbar sei. Anders als in der spätrömischen Geburtsstunde des Klassischen wird man sich dabei kaum „auf das grammatische Kriterium der Sprachrichtigkeit“ beschränken können; <sup>17</sup> dafür verfahren viele Autoren, die ernsthafte Kandidaten für die Nobilitierung als Klassiker sind, im Hinblick auf die etablierten Regeln zu unkonventionell. Aber zwei andere Kriterien müssten überzeugend sein: Werke oder Gesamtwerke, die als klassisch gelten sollen, müssen historisch oder sachlich unverzichtbar sein. Sie müssen, anders gesagt, eine mehr oder weniger eng umrissene Epoche der im weiten Sinne verstandenen Literatur oder auch der Musik oder der bildenden Kunst repräsentieren. Oder sie müssen Aufschlüsse über etwas bieten, die anders nicht oder nur weniger gut zu gewinnen sind. Natürlich können beide Kriterien auf dasselbe Werk oder Gesamtwerk zutreffen, und nicht selten ist das auch der Fall.

Die genannten Kriterien lassen sich noch genauer bestimmen, und dabei sollten die Konturen eines Klassikers schärfer hervortreten. Damit kann man zugleich zeigen, warum längst nicht jedes interessante oder bedeutende Werk zum Klassiker taugt. So wird, was zunächst die historische Unverzichtbarkeit klassischer Werke betrifft, kein Werk eine Epoche repräsentieren können, das an deren Anfang oder an deren Ende steht. In der Frühphase einer literarischen oder künstlerischen Entwicklung sind deren Möglichkeiten noch nicht ausgebildet; in der Spätphase überwiegen nicht selten Variation und Epigonalität.

Bei aller gebotenen Zurückhaltung gegenüber organischen Metaphern wird man deshalb klassischen Werken in historischer Hinsicht mit T. S. ELIOT, einem ehemals berühmten Autor in Sachen Klassizität, Reife (*maturity*) zusprechen können.<sup>18</sup> Das nötigt keineswegs dazu, Eliot zu folgen, wenn er die Reife eines Werkes – eines einzelnen oder eines Gesamtwerks – mit der Reife einer Kultur oder eines Zeitalters zusammenbringt. Das sind fragwürdige kulturmorphologische Festlegungen, die nicht ohne Idealisierungen möglich sind. Davon verschieden und durchaus nachweisbar ist jedoch, dass Autoren oder Künstler die Möglichkeiten, die sie vorfinden, ausschöpfen und entwickeln und so zur Geltung bringen, was in früheren Werken nur angelegt oder weniger prägnant realisiert war. Dadurch geben diese Werke für spätere Werke Gestaltungsmöglichkeiten vor. In ihnen verdichtet und entfaltet sich, was vor ihnen war und was nach ihnen kommt, so dass klassische Werke historische Landmarken sind, von denen aus man zurück und nach vorn blicken kann. PLATON und ARISTOTELES sind klassische philosophische Autoren in diesem Sinne; die Vorsokratiker, die Stoiker und Epikureer, die Neuplatoniker und Neoaristoteliker in allen Spielarten sind es nicht.

Das Beispiel ist auch gut geeignet um zu zeigen, warum Werke in sachlicher Hinsicht klassisch sein können. Wie bedeutend PARMENIDES und HERAKLIT – um nur diese zu nennen – auch immer sein mögen, so gibt es doch erst bei Platon eine Ausarbeitung philosophischer Motive und Themen, die diese als solche deutlich hervortreten lässt; erst hier gibt es einen am dramatischen

Dialog geschulten offenen Denkstil und eine Begrifflichkeit, die im Spiel von Frage, Antwort und Nachfrage ihre Differenziertheit gewonnen hat. Diesen literarischen Möglichkeiten der Philosophie treten mit Aristoteles die akademischen zur Seite; die Vorlesungen und Forschungsmanuskripte des Aristoteles prägen zusammen mit den Dialogen Platons bis heute das Verständnis von Philosophie; sie sind philosophisch stilbildend gewesen und wo Philosophie ernsthaft betrieben wird, sind sie es immer noch. Auch die Probleme, um die es dabei geht, sind grundsätzlich so, dass sie nach wie vor mit den Texten von Platon und Aristoteles als philosophische Probleme identifizierbar sind. Zwar kannte Platon den modernen Staat nicht; aber von Platon lässt sich immer noch lernen, wie die Frage nach dessen Gerechtigkeit zu stellen ist. Zwar hatte Aristoteles von den Fragen der Präimplantationsdiagnostik keine Ahnung; aber wie man danach fragen kann, was menschliches Leben ist, hat er in maßgeblicher Weise gezeigt.

Mit dem sachlichen Kriterium für das Klassische tritt – mehr noch als mit dem historischen – ein oft als anstößig empfundener Grundzug des Klassischen hervor; das Klassische ist normativ. Aber man sollte den normativen Charakter des Klassischen weniger als Anlass jener Bewunderung und Devotion verstehen, die CURTIUS in seinen luziden Bemerkungen über die sich „ins Erbauliche“ steigernde Klassikerverehrung glossiert hat.<sup>19</sup> Klassisch in einem sachlich ausweisbaren Sinne ist nicht das, was als das Zeitlose auf einem Podest steht – auch Autoren vom Rang SCHADEWALDTS und GADAMERS waren von diesem Verständnis nicht ganz frei – sondern das im besten Sinne Vorbildliche, auf das man unwillkürlich mit dem Satz reagieren kann: „So muss man es machen.“ Das ist weniger ein Kompliment als professionelles Urteil, das als solches ebenso von einem Autor, der Maß nimmt, kommen kann wie von einem Kritiker, der misst. Es ist ein Urteil, das am beurteilten Werk das im weiteren Sinne Handwerkliche erkennt und am Autor ein besonderes handwerkliches Können bewundert, einschließlich der Freiheit gegenüber den handwerklichen Möglichkeiten, die das Können über sich hinausweisen lässt. In jedem Fall ist der klas-

sische Autor, als normativ im erläuterten Sinne verstanden, kein Künster und Rauner, kein enthusiastisch oder dionysisch Verzückter, sondern einer, der etwas kann und reflektieren kann, einer mit genauem Blick und klarem Urteilsvermögen. PAUL VALÉRY hat sogar vorgeschlagen, den Klassiker über dieses Urteilsvermögen zu definieren. Der Klassiker, so liest man in seinem Essay „*Situation de Baudelaire*“, sei derjenige Schriftsteller, der in sich einen Kritiker trage und diesen eng an seinen Arbeiten beteilige.<sup>20</sup>

Der Kritiker im klassischen Autor, das Kritische im klassischen Werk erschließt sich nur dem kritischen Blick. Deshalb kann das Urteil, so müsse man es machen, auch nicht als kategorische Festlegung gemeint sein. Gemeint ist kein ‚einzig so‘, als ob andere Möglichkeiten nicht bestanden hätten und, vor allem, nicht beständen. Ein solches Urteil führte die Kritik zum Dogmatismus, die Autorschaft in die Epigonalität und damit in eine Haltung, die dem Werk, auf das sie bezogen ist, nicht gerecht würde. Was mit dem klassischen Werk vorliegt, muss immer auch anders möglich sein. Doch würde man das normative Urteil über ein Werk zu einem ‚So kann man es machen‘ zurücknehmen, ginge das an der Maßgeblichkeit, die doch gemeint ist, vorbei. Das Werk, das man als ‚klassisch‘ auszeichnen möchte, darf keine beliebige Möglichkeit unter anderen sein. Gleichwohl ist es im Hinblick auf seine Sache nur als Möglichkeit maßgeblich; indem man an einem klassischen Werk Maß nimmt, darf man sich oder anderen nicht die Möglichkeit nehmen, ihm frei zu entsprechen, indem man sich oder andere in die Fesseln des Epigonalen schlägt.

Diese Schwierigkeit lässt sich auflösen, indem man das Werk, Einzelwerk oder Gesamtwerk, als einen Möglichkeiten eröffnenden Spielraum dafür versteht, etwas Bestimmtes zu erkunden oder zu machen. Das Werk zeigt nicht, was man erkennen und welches Werk man machen muss; es zeigt ein Wie, das jeweils neu und anders zu realisieren ist – nicht in der Nachahmung eines Werkes, sondern in seinem Sinne.

Was das genauer heißt, wird klarerweise im Zusammenhang des je besonderen Werkes zu klären sein. Doch zwei Aspekte des Wie, das ein klassisches Werk zu verstehen gibt, haben sich

aus den Überlegungen zur sachlichen Unverzichtbarkeit klassischer Werke schon ergeben. Diese müssen, so wie es Valéry festhält, in sich kritisch sein; nur dann nämlich halten sie dem professionellen Urteil Stand, das ihre sachliche Verbindlichkeit feststellt. Sachlich kann diese Verbindlichkeit außerdem nur sein, wenn die Werke, die man als klassisch verstehen kann, als solche durch Sachlichkeit bestimmt sind – auf eine Sache bezogen, derart, dass die Erkundung und Darstellung dieser Sache als für sie maßgeblich erkennbar ist. Deshalb trifft HANDKE etwas Wesentliches, wenn er in seinem Bekenntnis zum Klassischen dieses mit der „steten Natur-Betrachtung und -Versenkung“ verbindet. Expressionismen verschiedener Art taugen zum Klassischen wenig. Selbsterkundungen, die in sich verstrickt bleiben und nicht wie AUGUSTINS *Confessiones* etwas über die Sache, die das Selbst ist, erfahren lassen, können nicht maßgeblich im Sinne des Klassischen sein. Zum Klassischen gehört, anders gesagt, Objektivität, gegenständliche Orientierung. Nur wenn es sachlich ist, kann ein Werk maßgeblich für eine sachliche Orientierung sein.

### III.

Im Rückblick auf die entwickelten Überlegungen sieht es vielleicht so aus, als habe sich mit ihnen ein Idealbild des Klassikers, eines Werks oder eines Autors, herausgebildet, vielleicht sogar eine Art Schablone, die man nur anlegen müsste, um zu sehen, ob ein Werk oder Gesamtwerk in sie passt oder nicht. Aber das wäre zu einfach, gerade wenn die vorgeschlagenen Kriterien zur Bestimmung eines Klassikers zutreffend und einleuchtend sind. Die Kriterien, formal wie sie sind, müssen konkretisiert werden. Sie lassen sich auf den Einzelfall nicht ohne weiteres anwenden, sondern müssen eingelöst werden, indem man den Einzelfall im Hinblick auf sie interpretiert. Historisch oder sachlich unverzichtbar, immanent kritisch und sachlich aufschließend kann ein Werk in durchaus verschiedenen Hinsichten sein, und allein am Werk muss sich zeigen, was die formale Beurteilungsvorgabe jeweils konkret für dieses Werk bedeutet. Dabei wird man bedenken müssen, dass wohl nur sehr wenige Werke die genannten Kriterien in gleicher Weise erfüllen,



ohne dass dies ein Ausschlusskriterium für die anderen sein kann.

Außerdem lässt sich die Frage, ob ein Werk ein Klassiker sei oder nicht, niemals absolut beantworten. Kein Werk ist Klassiker einfachhin, sondern Klassiker in einem bestimmten Bereich und für diesen – Klassiker der dramatischen Literatur, des Romans, Klassiker der Philosophie und dabei wiederum entweder der Philosophie überhaupt oder einer besonderen philosophischen Fragestellung oder Methode: Klassiker der politischen Philosophie oder der Ästhetik, Klassiker der Erkenntnistheorie, der Phänomenologie oder der Hermeneutik. Ein Buch wie GADAMERS „Wahrheit und Methode“ zum Beispiel, das ein Klassiker der philosophischen Hermeneutik ist, ist, anders als die „Metaphysik“ des ARISTOTELES oder als KANTS „Kritik der reinen Vernunft“, nicht zugleich auch Klassiker der Philosophie. Also lässt sich über den Klassikerstatus nur urteilen, indem man die Sachgebiete, für die man ein Werk als Klassiker kennzeichnen will, als solche bedenkt. Damit ist die Kennzeichnung eines Werks als eines Klassikers sehr kontextabhängig. Und weil der Kontext, in dem sie steht, sich schwer oder gar nicht als Ganzer überblicken lässt, hat sie immer „unscharfe Ränder“.<sup>21</sup> Die Entscheidung, zu der man kommt, wird nicht in jedem Fall unumstritten sein, und in jedem Fall ist sie revidierbar.

Die Klassiker, an denen die vorgeschlagenen Kriterien erläutert wurden, sind Klassiker in

Bereichen, die man wahrscheinlich ohne Weiteres als klassikertauglich versteht. Dichtung, Philosophie, Literatur also im weiten Sinne, was leicht durch Wissenschaften, die nicht durch ihre Forschungsdynamik bestimmt sind, zu ergänzen wäre: Es gibt Klassiker der klassischen Philologie, solche der allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft – mit Curtius’ „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“ wurde einer zitiert – aber vermutlich keine Klassiker der Zellbiologie oder der physikalischen Erforschung der ‚Schwarzen Löcher‘. Aber gibt es Klassiker des Swing oder der Rockmusik? Gibt es Design- oder Möbelklassiker? Das kommt darauf an, ob die Charakteristika des Klassischen, wie sie entwickelt wurden, auf diese Bereiche sinnvoll bezogen werden können. Dabei müssten sie keineswegs alle und auch nicht genau passen, nur ungefähr, *cum grano salis*, oder auch nur im übertragenen Sinne. Die Anwendung von Begriffen, wie es die vorgeschlagenen Charakteristika sind, ist immer eine Sache mit unscharfen Rändern.

Versteht man das Klassische derart, wird es unübersichtlicher. Es lässt sich nicht mehr mit der Literatur einer ganzen Epoche identifizieren; es stiftet keine historische Kontinuität und legitimiert auch keine Traditionen. Das ist jedoch eher von Vorteil, denn es mindert die von BRECHT so genannte „Einschüchterung durch die Klassizität“. Vielleicht ist diese ja vor allem auf das Spannen großer historischer Bögen zurückzuführen, auf die Behauptung von Kontinuitäten

**Wir nehmen  
Ihnen den  
Druck ab**

**BÖGL**  
DRUCK GmbH

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau

Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19

info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

um jeden Preis. Jedenfalls war das Klassische lange genug ein Thema jener geschichtsphilosophisch legitimierten Großerzählungen, die ein genaueres Hinsehen auf das Einzelne und seinen jeweiligen Zusammenhang erschwert und nicht selten verhindert haben. Aber das Klassische lässt sich unabhängig von solchen Konstruktionen betrachten. Nachdem es, um noch einmal Brecht zu zitieren, „durch Ehrerbietung ramponiert und durch Weihrauch geschwärzt“ wurde, lässt sich ihm gegenüber nun eine „freiere Haltung“ einnehmen.<sup>22</sup> Man kann und muss jeweils selbst herausfinden, wozu Klassiker gut sind. Dass sie zu etwas gut sind, hat sich hoffentlich gezeigt.

#### Anmerkungen:

- 1) Beda Allemann, Art. „Klassische (das)“, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Band 4, Darmstadt 1976, 854-855, 855.
- 2) Peter Handke, Rede zur Verleihung des Franz-Kafka-Preises, in: Peter Handke, Meine Ortstafeln Meine Zeittafeln 1967 – 2007, Frankfurt am Main 2007, 73-75.
- 3) G.W.F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik II, Werke. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe, Band 14, Frankfurt am Main 1970, 23.
- 4) Friedrich Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, in: Kritische Studienausgabe (KSA), hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Band 2, Berlin / New York 1988 (2. durchgesehene Auflage), 343-651, 622 (FW, 370).
- 5) Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, KSA 2, 622.
- 6) Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, in: KSA 5, 11-243, 57 (JGB, 40).
- 7) Martin Heidegger, Nietzsche: Der Wille zur Macht als Kunst, Gesamtausgabe Band 43, hrsg. von Bernd Heimbüchel, Frankfurt am Main 1985, 149. Vgl. Martin Heidegger, Nietzsche, Erster Band, Gesamtausgabe Band 6.1, hrsg. von Brigitte Schillbach, Frankfurt am Main 1996, 128.
- 8) Martin Heidegger, Überlegungen VII-IX (Schwarze Hefte 1938/39), Gesamtausgabe Band 95, hrsg. von Peter Trawny, Frankfurt am Main 2014, 158.
- 9) Theodor W. Adorno, Ästhetische Theorie, Gesammelte Schriften Band 7, hrsg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1970, 49.
- 10) Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, sechste Auflage, Bern und München 1967, 256.
- 11) Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen. Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher, in: KSA 1, Berlin / New York 1988, 335-427, 426.
- 12) Curtius, Europäische Literatur, 256.
- 13) Hans-Georg Gadamer, Hermeneutik I: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Gesammelte Werke (GW) Band 1, Tübingen 1986, 292.
- 14) Gadamer, Wahrheit und Methode, GW 1, 293.
- 15) Wolfgang Schadewaldt, Begriff und Wesen der antiken Klassik, in: Das Problem des Klassischen und die Antike. Acht Vorträge, gehalten auf der Fachtagung der Klassischen Altertumswissenschaft zu Naumburg 1930, hrsg. von Werner Jaeger, Nachdruck Darmstadt 1961, 15-32.
- 16) Bertolt Brecht, Einschüchterung durch die Klassizität, Gesammelte Werke 17, Frankfurt am Main 1967, 1275-1277.
- 17) Curtius, Europäische Literatur, 255.
- 18) T. S. Eliot, What is a Classic? An address delivered before the Virgil Society on the 16th of October 1944, London 1944, 10.
- 19) Curtius, Europäische Literatur, 256.
- 20) Paul Valéry, Situation de Baudelaire, in: Œuvres, Édition établie et annotée par Jean Hyttier, Band I, Paris 1957, 598-613, 604: classique est l'écrivain qui porte un critique en soi-même, et qui l'associe intimement à ses travaux.
- 21) Ludwig Wittgenstein.
- 22) Bertolt Brecht, Gespräch über Klassiker, Schriften in sechs Bänden, Frankfurt am Main 1997, Band 6, 81-86, 82.

GÜNTER FIGAL, Freiburg/Br.

## Dank an Hermann Steinthal

Am 28. März 2014 ist der frühere Bundesvorsitzende und langjährige Ehrenvorsitzende des DAV Prof. Dr. HERMANN STEINTHAL mit 88 Jahren in Tübingen gestorben. Er gehörte zweifellos zu den bedeutendsten und am höchsten geachteten Persönlichkeiten unseres Verbandes.

Geboren wurde er 1925 im westfälischen Haspe. In der Nähe von Stuttgart wuchs er auf. Nach dem Krieg studierte er in Tübingen und Frankfurt Klassische Philologie, Deutsch und Philosophie. 1951 wurde er in Tübingen promoviert.

Seine grundlegenden Erfahrungen als Lehrer sammelte er am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium Stuttgart und am dortigen Abendgymnasium, das er, von 1956 an, fünf Jahre lang leitete. 1961 wurde er Fachleiter am Studienseminar. Seine fundierten, geistreichen Vorträge und Aufsätze zu fachdidaktischen Themen, bei denen er immer Pädagoge blieb, machten ihn rasch bekannt und brachten ihm großes Vertrauen ein. Als die Schulleiterstelle des Tübinger Uhland-Gymnasiums frei wurde, baten der scheidende Schulleiter und kurz darauf auch das Kollegium der Schule den damals 40-Jährigen, sich um die Nachfolge zu bewerben.

Er sagte zu. 1966 übernahm er das Amt, das er dann 23 Jahre lang, bis zu seiner Pensionierung 1989, innehatte. Sein besonnener und menschlich fairer Führungsstil wurde noch viele Jahre nach seiner Amtszeit gelobt, nicht zuletzt mit Blick auf die Studentenunruhen, in deren Strudel vor allem die Gymnasien der Universitätsstädte gerieten. In der aufgeheizten Atmosphäre des Jahres 1968 schrieb er einen Satz, der nicht nur wegen seines Inhalts, sondern vor allem wegen seines deeskalierenden Tons kennzeichnend für Steinthal erscheint: „Ich neige nicht zu scharfem Umsturz, sondern bin von mehr bewahrender Gemütsart, mit der ich aber doch eine gewisse neugierige Unruhe meines Inneren verbinde, die mich verhindert, dem Hergebrachten nur so einfach zu trauen.“

Aus den späteren Jahren seiner Amtszeit blieb besonders im Gedächtnis, dass er mit

seiner Theater-AG Komödien von ARISTOPHANES („Die Vögel“, 1979, und „Der Frieden“, 1988) und den „Cenodoxus“ des frühbarocken Autors JAKOB BIDERMANN (1981) auf die Bühne brachte. Unvergessen sind auch manche seiner knapp formulierten pädagogischen Leitsätze, zum Beispiel: „Man muss die Schüler an den Punkt führen, an dem sie selbständig zu denken anfangen“. Geradezu legendär war sein „selbständiger“, wenn auch stets verbindlicher Umgang mit behördlichen Vorschriften; er handelte nach der Devise: „Sinnvolles tun – Sinnloses lassen“ (wobei er aber betonte, dass es sich um eine „immer eingebundene Selbständigkeit“ gehandelt habe!). – UTE LEUBE-DÜRR, seine frühere Kollegin und heutige Nach-Nachfolgerin, hat Hermann Steinthal so in Erinnerung: „Er konnte die Ruhe bewahren in stürmischen Diskussionen, er konnte Wogen glätten, Konflikte lösen, Kompromisse finden und in allem half ihm sein besonderer Charme. Er konnte schmunzeln, humorvoll lächeln und herzlich lachen. Auch über sich selbst.“

Für Steinthal war es selbstverständlich, vom Ganzen her zu denken und so auch die Alten Sprachen nie auf Kosten anderer Fächer, sondern stets im Verbund mit ihnen zu fördern. So gewann er nicht nur innerhalb seines Gymnasiums hohe Wertschätzung. Nach dem Zeugnis des „Schwäbischen Tagblatts“ wurde er in dieser Zeit „zum bedeutendsten Pädagogen der Tübinger Nachkriegsgeschichte“. Und am Ende ehrte dieselbe Zeitung ihn mit einem kenntnisreichen und, bei aller Hochachtung, geradezu liebevollen Nachruf.

Im DAV wurde Hermann Steinthal ebenso geschätzt, und das schon seit Jahrzehnten. Die meisten seiner DAV-Kollegen wussten aber nur wenig über seine außerordentlich erfolgreiche Arbeit als Schulleiter und als Botschafter der Alten Sprachen in seinem Tübinger Umfeld – und noch weniger über sein Privat- und Familienleben. Steinthal war wohl einfach zu bescheiden, um sein Privates und seine eigene Person



herauszustreichen. Im DAV allgemein bekannt war, zusammengefasst, bis vor Kurzem nur etwa Folgendes:

Zum Vorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes wurde er 1977 gewählt; dieses Amt hatte er vier Jahre inne. Aus seiner Ansprache zur Eröffnung des Göttinger DAV-Kongresses, 1980, stammt sein oft zitiertes Diktum, das er offenbar auch sich selbst zum Leitsatz gemacht hatte: Wer heute die alten Sprachen verteidigen wolle, müsse „seine Schanzen weit draußen bauen, außerhalb ihres Fachgebiets“.

Es war wohl vor allem seine umsichtige, uneigennützigte Amtsführung, derentwegen die DAV-Vertreter ihn, damals erst 55-jährig, zum Ehrenmitglied wählten. Ehrenvorsitzender war damals noch ERICH BURCK; nach dessen Tod erhielt im Jahre 1995 Steinthal dieses Ehrenamt. – Auch diese Funktionen übte er auf seine bewährte Art aus: zusammenführend und dabei auch manchmal unaufdringlich korrigierend.

1990, kurz nach seinem Eintritt in den Ruhestand, übernahm er für 12 Jahre das Amt eines Mitherausgebers der Zeitschrift „Gymnasium“ und leistete auch hier wertvollste Arbeit für die Alten Sprachen. Als er ausschied, schrieben die Mitherausgeber und der Verlag in ihrer Würdigung: „Es fällt die Vorstellung schwer, auf sein unermüdliches Engagement, sein klares Auge und vor allem sein freundliches, von hintergründigem, aber nie verletzenden Humor geprägtes Wesen zu verzichten.“

Blickt man auf dieses reiche, bereichernde Leben zurück, das nun beendet ist, so drängt sich die Frage auf: Was bleibt? Was lässt sich davon für spätere Zeiten bewahren?

Wir können uns freuen, dass es Hermann Steinthal noch mit mehr als 80 Jahren gelungen ist, diejenigen Gedanken, die ihm offenbar besonders wichtig waren, in zwei fast gleichzeitig publizierten Büchern festzuhalten. Das eine hat den Titel „Aus meinem Leben“ und ist 2008 erschienen. Das andere erschien bereits 2007 und hat den Titel „Was ist Wahrheit? Die Frage des Pilatus in 49 Spaziergängen aufgerollt“. Erscheinungsort beider Bücher ist Tübingen.

In diesen Büchern, vor allem in der Autobiographie, erfahren die Leser, gleichsam nebenbei,

manches über den Alltag und die Vorlieben des Autors. Viele von uns wussten zum Beispiel nicht von Steinthals Begeisterung für die Musik – über Jahrzehnte war er Bratschist in zwei Streichquartetten –, von seiner Freude an der Natur, von den wochenlangen Fahrradreisen, die er mit seiner geliebten Frau unternahm, und überhaupt von der großen Bedeutung, die für ihn das Familienleben hatte.

In seinem Buch „Aus meinem Leben“ berichtete er auch, wohl zum ersten Mal ausführlich, von Dingen, über die er mehr als 40 Jahre lang nicht reden konnte: Seine Familie und auch er selbst und seine Schwestern wurden in der Nazizeit bösartig verfolgt und gedemütigt, weil ihr Vater, wie Steinthal schreibt, „von Hause aus Jude“ war. Aus seinem kostbaren, völlig hassfreien Bericht über seine traumatischen Erlebnisse können hier keine Einzelheiten wiedergegeben werden. Mitgeteilt sei aber, dass man ihm das Abitur verwehren wollte: Mit 17 Jahren musste er die Oberschule verlassen und in einer Fabrik arbeiten. – Dadurch dass er persönliches, schmerzvolles Erleben vor dem Hintergrund der historischen Zusammenhänge schildert, wird sein Zeugnis zu einer außerordentlich lehrreichen, ergreifenden Geschichtslektion, gerade auch für nachwachsende Generationen.

Steinthal selbst hat, als er etwa 70 Jahre alt war, in einem Aufsatz über PLATON betont, dass das geschriebene Wort unentbehrlich sei für eine unverfälschte Weitergabe von Erkenntnis an spätere Generationen (Platons problematische Lehre. *Gymnasium* 1996, Heft 1, S.23). So liegt die Vermutung nahe, dass er bei der Abfassung seiner erwähnten Bücher auch selbst an die Zukunft dachte. Beide Schriften scheinen vor allem darauf angelegt, zur Sicherung der geistigen Grundlagen eines zivilisierten menschlichen Zusammenlebens und zur Verhinderung weiterer Abstürze in Barbarei und Niedertracht beizutragen.

Vielleicht wäre es durchaus in Hermann Steinthals Sinn, wenn aus unserer Trauer um seinen Tod neues Interesse an seinen Büchern erwüchse, die er so spät noch hinterlassen hat.

HELMUT MEIßNER (DAV-VORS. 2001-2005)  
und BERNHARD ZIMMERMANN  
(DAV-VORS. SEIT 2011)

## Abschiedsvortrag von Friedrich Maier auf dem DAV-Kongress in Innsbruck: „Brücken nach Europa – Ovids unvergleichliche Wirkmacht“

Die „Abschiedsvorlesung“, die Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER zu diesem Thema auf dem Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes 2014 in Innsbruck gehalten hat, ist ohne Zweifel zu den Höhepunkten einer ereignisreichen und zukunftsweisenden Woche zu zählen. „Es ist schlicht ein Ding der Unmöglichkeit, Friedrich Maier in entsprechender Weise zu loben“. Dieser Einschätzung von OStD MICHAEL HOTZ konnten alle in der Aula der Universität Innsbruck Anwesenden nur zustimmen.

Der stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes OStD HARTMUT LOOS wies darauf hin, dass Friedrich Maier acht Jahre (1993-2001) – länger als jeder andere – an der Spitze des Verbandes stand, vier Kongresse leitete und den DAV-Kongress überhaupt zu dem machte, was er heute ist. Auch als Ehrenvorsitzender hielt er hernach auf jedem Kongress einen

Vortrag. Loos erinnerte an den Vortrag Friedrich Maiers auf dem Kongress 2006 in München, in dem er – ausgehend von einer Befragungsstudie zu Erwartungen von Eltern an den Lateinunterricht – den Beitrag des Fachs Latein zur Charakterbildung darstellte. Hartmut Loos würdigte die Impulse für die Zukunft, die vom Werk, aber insbesondere auch von der Persönlichkeit Friedrich Maiers ausgehen. Seine Begeisterungsfähigkeit und Energie, seine Empathie und wissenschaftliche Tiefe sind beispielgebend für Generationen von Lehrern an Universität und Schule.

Seine Rolle als „Lateinbringer“ in die neuen Bundesländer ist in diesem Zusammenhang nicht hoch genug einzuschätzen. Es sind gerade diese Leistungen Friedrich Maiers, die in der Verfasserin dieses Beitrages Gefühle der Dankbarkeit und Bewunderung auslösen. Gefühle, die ergänzt durch den Genuss beim Hören der Abschiedsvorlesung



und beim Erleben Friedrich Maiers wohl bei allen Versammelten entstanden, wie der minutenlange Applaus am Ende des Vortrages zeigte. Mit stehenden Ovationen wurden die Ideen Friedrich Maiers zu den „alten Sprachen“, die „Brücken bauen“, gewürdigt.

In seinem Vortrag, den Maier *in memoriam* Prof. Dr. HERMANN STEINTHAL hielt, zeigte er „Ovids unvergleichliche Wirkmacht“ an drei Beispielen aus den Metamorphosen auf: an den „Lykischen Bauern“, an „Philemon und Baukis“ und „Orpheus und Eurydike“. Diese drei Episoden wurden miteinander in Beziehung gesetzt, um im Vergleich ihrer erzähltechnischen Dramaturgie zu einer ganz neuen Deutung der Mythen in der ovidischen Ausformung zu gelangen. Erst das Herausarbeiten des dramaturgischen Tricks – der verzögerten Epiphanie der Gottheiten in den ersten beiden Geschichten und des retardierenden Machtaktes in der letzten – lässt in der Tiefe die den drei Mythen gemeinsame Substanz erfassen: das Gegeneinander „der unendlichen Macht“ der Götter und der freien Willensentscheidung des Menschen. Aus diesem Konflikt ergibt sich – zumal in der Orpheus-Geschichte – die Tragik der menschlichen Existenz. Ovids existentiell tiefgreifende Erzählkunst, mit der es ihm gelingt, in die Abgründe der von „den Leidenschaften im Extrem“ beherrschten Seele zu blicken, und seine schiere Lust, die innere Zerrissenheit, letztlich sogar die Einsicht in die Sinnlosigkeit, vielleicht sogar Verlorenheit des Lebens in mitreißenden Geschichten – meist aus ironischer Distanz und nicht ohne Humor – zu inszenieren, schaffen die Energie, die Leser und Hörer des Werkes zu umfassenden Rezeptionen in allen Formen der Kunst anregen, zu allen Zeiten, gerade auch heute verstärkt.

An zahlreichen Dokumenten vornehmlich der bildhaften Rezeption wies Friedrich Maier die Wirkkraft der Metamorphosen nach; sie ist Grenzen und Zeiten überschreitend. Ihre Ergebnisse verbinden die Menschen Europas zu einem kulturellen Dialog. Ovid ist nachweislich der wirkungsmächtigste Dichter der Antike.

Als solcher baute und baut er wie keiner Brücken nach Europa. Dieser Dichter ist kulturelle Substanz Europas, wie überhaupt Latein. Da nach UMBERTO ECO „nur die Kultur Europa verbindet“,

ist der Einsatz für Ovid und Latein eine Pflichtaufgabe aller, die damit im Unterricht zu tun haben, aber auch eine kaum überbietbare Chance.

In der Kürze dieser Zusammenfassung kann freilich Friedrich Maiers komplexe Interpretation der Ovid-Texte nicht annähernd angemessen wiedergegeben werden. Es sei deshalb darauf verwiesen, dass der Vortrag in absehbarer Zeit im FORUM CLASSICUM abgedruckt wird, so dass die erarbeiteten Ergebnisse nachgelesen und auch im Unterricht verwendet werden können.

Ovid solle, so der Referent, in der Schule energisch zur Geltung gebracht werden. Und dass dies gelingen kann, ist auch ein Verdienst Friedrich Maiers, der mit seinem Standardwerk der Fachdidaktik „Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt“, der von ihm herausgegebenen AUXILIA-Reihe sowie der Reihe „Antike und Gegenwart“ und vielen anderen Veröffentlichungen die Voraussetzungen dafür maßgeblich mitgeschaffen hat. An dieser Stelle ist an den von WOLFGANG PIETSCH bearbeiteten, bereits 2010 erschienenen AUXILIA-Band 55 zu erinnern (Ovids Metamorphosen im Unterricht), der noch eine ausführliche Besprechung im FORUM CLASSICUM verdient.

Es sei mir gestattet, eines meiner Lieblingsbücher der Reihe „Antike und Gegenwart“ herauszuheben: „Ovid. Ars amatoria (Lieben – Bezaubern – Erobern)“, das Friedrich Maier gemeinsam mit seiner Ehefrau LUISE bearbeitet und 2001 (1. Aufl.) herausgegeben hat. Die Unterstützung Luise Maiers für ihren Ehemann ist von Hartmut Loos in Innsbruck u. a. durch Zitate aus deren Gedichtband „Erinnerungswelten“ in gebührender Weise gewürdigt worden. Drei ausgewählte Gedichte über den „Kairos“ sollten auf den „günstigen Augenblick“ verweisen, den das Ehepaar glücklicherweise zu einem lebenslangen harmonischen Zusammenwirken ergriffen hat.

Wünschen wir uns, dass Professor Maier nach diesem „Abschieds“-Vortrag trotzdem auch auf dem nächsten Kongress noch einmal auftreten möge und dass „Kairos“, der Gott des günstigen Augenblicks, diesen Wunsch unterstütze. MICHAEL HOTZ hat das Verhältnis zu Friedrich Maier für alle zusammengefasst: „Es ist eine Ehre, ihn zu kennen.“

BIRGIT DRECHSLER-FIEBELKORN, Berlin



## Der Schulautor Horaz und der Erste Weltkrieg

### Überlegungen zur Rezeptionsgeschichte der zweiten Römerode

„Es waren [...] zum großen Teil Berliner Studenten und höhere Schüler, die, das in der Schule eingeprägte ‚*dulce et decorum est pro patria mori*‘ im Herzen und auf den Lippen, bei Dixmude in den Tod gestürmt waren. Viele ihrer Besten lagen dort in den flandrischen Rübenfeldern begraben, andere waren mit geheilten Wunden zurückgekehrt, durch das Erlebnis weniger Tage oder Wochen vom Knaben zum Manne gereift.“<sup>1</sup>

Es ist ein Motto des römischen Dichters HORAZ, unter dem die akademische Jugend im Oktober 1914 in der ersten Schlacht von Ypern in den Tod zieht – so jedenfalls schildert es ein 1929 erschienener Band der Reihe „Die Schlachten des Weltkriegs“ in ungebrochenem Heldenpathos. Und nicht nur hier, sondern vielfach schlägt sich in Horazens Worten eine uns Heutigen nicht mehr recht zugängliche Kriegsbegeisterung nieder, die Europa vor hundert Jahre überkam.<sup>2</sup>

Zunächst ein kurzer Blick auf den Text: Der Vers *dulce et decorum est pro patria mori* stammt aus dem zweiten Carmen aus der Reihe der Römeroden (carm. 3,2,13). Diese ersten sechs Gedichte des dritten Buchs verbindet die thematische Ausrichtung auf die sittlich-religiöse Ordnung des Zusammenlebens, sie reflektieren die gesellschaftliche Neuordnung unter AUGUSTUS und die Rolle des Dichters darin.<sup>3</sup> Unser Gedicht lässt sich in zwei Teile gliedern: Die ersten vier Strophen (1-16) sprechen von einem jungen römischen Krieger: Der soll Entbehren ertragen lernen und die Parther bekämpfen (1-6). Es folgt ein homerisch getöntes Genrebild (6-12): Frau und Tochter des feindlichen Königs erblicken von den Mauern aus den römischen Reiter; und die Prinzessin seufzt, ihr kriegsunerfahrener Verlobter möge nicht diesen wilden Löwen (*asper leo*), der da ein Blutbad unter den Feinden anrichtet, herausfordern. Die vierte Strophe beginnt dann mit *dulce et decorum est pro patria mori* (13); es folgt die Aussage, dass der Tod auch den Fliehenden und Feigen treffe

– den dann eben von hinten. Die zweite Hälfte des Gedichts führt zurück ins öffentliche Leben Roms: Verse 17 bis 24 sind der *virtus* – der Begriff steht am Anfang beider Strophen und ist durchgängig Subjekt – des politisch Tätigen gewidmet. Diese kenne keine Niederlage und keine Abhängigkeit von der Volksgunst, sie führe geradewegs in den Himmel. Die letzten beiden Strophen (25-32), rühmen die treue Verschwiegenheit und führen warnend die unvermeidliche Bestrafung derer, die sie brechen, vor Augen. Insbesondere diese Wendung zum *fidele silentium* (25) gibt den Interpreten noch immer Rätsel auf.<sup>4</sup> Dass der erste Teil des Gedichts (1-16), insbesondere der Vers 13, eine affirmativ gemeinte Kriegsparänese an die Jugend ist, galt lange als unbestritten. Seit etwa 1990 hat sich wieder eine rege Debatte entwickelt, in der auch andere Verständnisweisen vorgeschlagen wurden, etwa, dass Horaz den Kriegertod dem verantwortungsvollen politischen Handeln, das im zweiten Teil der Ode zur Sprache komme, unterordnend, zumindest relativierend gegenüberstelle, oder dass das frühgriechische Kolorit, das in der Ode zu erkennen ist,<sup>5</sup> eher an ein intertextuelles Spiel als an einen ernstgemeinten Appell zur Selbstaufopferung in der Schlacht denken lasse.<sup>6</sup>

Doch wollen wir hier die moderne Deutung hintanstellen und den Blick auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und während dessen richten. In einem ersten Schritt soll die Behandlung des ganzen Gedichts im Unterricht skizziert, in einem zweiten die Wirkung des Verses 13 schlaglichtartig beleuchtet werden.

#### I. Die zweite Römerode im Unterricht

In den Jahrzehnten vor dem und auch während des Ersten Weltkriegs sind in der Unter- und Oberprima die Oden des Horaz, noch vor TACITUS und CICERO, ein Hauptgegenstand des Lateinunterrichts.<sup>7</sup> Ein führendes didaktisches Handbuch der Zeit gibt folgendes „Beispiel eines

geordneten Leseplans“, der nicht weniger als 71 der insgesamt 103 Oden und das *Carmen saeculare* unter den folgenden Themen umfasst:

1. Anknüpfung an Naturleben und Naturbilder [...]
2. Menschenleben [...]
  - a) Die Liebe [...]
  - b) Der Wein [...]
  - c) Die Freunde [...]
  - d) Das Vaterland, der Fürst und sein Haus [...]
  - e) Die Person, die allgemeine Lebensanschauung des Dichters und sein Beruf [...]
3. Die Götter und das Göttliche [...]<sup>48</sup>

Alle Römeroden finden sich unter Rubrik 2d), die mit 18 Gedichten auch die umfangreichste ist. Als Lernziele werden hier unter anderem folgende angegeben:

„Warme Vaterlandsliebe und Erkenntnis dessen, was ihm frommt. Sittliche Grundsätze und Ziele der kaiserlichen Regierung und zugleich jeder Regierung. Dadurch Beziehung auf die Gegenwart. Fürstenspiegel. Dringende Mahnung zur Einfachheit in der Lebensführung, zu kräftiger, kriegerischer Erziehung, Unabhängigkeit gegenüber der wankelmütigen Masse (vgl. Demosthenes), Treue, Charakterfestigkeit, Förderung von Kunst und Wissenschaft, sittlicher Wiedergeburt in bezug auf Religion und Familie. [...]<sup>49</sup>“

Unser Gedicht wird im zitierten Handbuch nicht besonders hervorgehoben, doch enthält es unübersehbar zentrale Stichpunkte dieses Curriculums: ‚Vaterlandsliebe‘, ‚Einfachheit‘, ‚kriegerische Erziehung‘, ‚Unabhängigkeit gegenüber der wankelmütigen Masse‘ und so weiter.

Einen ersten Aufschluss darüber, wie das *Carmen* 3,2 im Unterricht gedeutet werden konnte, bieten die Einleitungen, die die Schulausgaben jedem Gedicht vorausschicken. So fasst der Kommentar von NAUCK/WEIßENFELS in der 15. Auflage von 1899 den Inhalt des Gedichts hinführend folgendermaßen zusammen:

„Verherrlichung der römischen Mannestugend und der Treue. Durch die Armut und durch die rauhe Zucht gestählt möge der römische Jüngling zu einem Schrecken der Feinde aufwachsen. Denn schön ist's, für das Vaterland zu sterben. [...]<sup>410</sup>“

Hier hat das Pädagogische Vorrang vor dem Militärischen.<sup>11</sup> In bemerkenswerter Weise ändert sich der Ton, als PAUL HOPPE 1910 die Bearbeitung von Naucks ursprünglichem Kommentar übernimmt. Die 18. Auflage von 1915 bietet für dieses Gedicht – durchaus aber nicht für alle anderen! – eine viel ausführlichere Einleitung. Sie lautet (ausgelassen sind nur Verweise auf Parallelstellen):

„In den Zeiten des alten kraftvollen Römertums, das diesen Gedichten als Ideal vorschwebt, betätigte sich der freigeborne Jüngling, ehe er ins öffentliche Leben trat, als Soldat und Krieger; die Bürger übten echtes Mannestum, untereinander die Treue: [...]. Mit dem sinkenden Römertum schwanden diese Tugenden: die Jugend verweichte, die Mannheit ward stumpf, an Stelle von Treue und Redlichkeit stand gottverachtende Feilheit und Falschheit. – Dieser Gegensatz von Höhe und späterem Tiefstand römischen Lebens [...] bestand auch noch in der Zeit des H.; [...]. Aber in vorliegendem Gedichte hat H. das Dunkle weggelassen und weist mehr *προτροπικῶς* das heranwachsende Geschlecht auf das in Glanz und Höhe gerückte Ziel, auf *fortitudo*, *virtus*, *fides*, in wehenden, durch die Klänge griechischer Dichtung gehobenen Worten; man beachte die Alliteration.“<sup>12</sup>

Aus einer inhaltlichen Hinführung ist nun eine suggestive Analyse der Zeit geworden, die den jugendlichen Leser zu Rückprojektionen und Identifikationen geradezu einlädt: Der Soldatendienst ist Teil der sozialen Integration der Jugend, wie eben der Wehrdienst als Einjährig-Freiwilliger, der in wilhelminischer Zeit den Absolventen Höherer Schulen den im Vergleich zum zwei- bis dreijährigen Pflichtwehrdienst auch noch einigermaßen komfortablen Zugang zur Reserveoffizierslaufbahn eröffnet.<sup>13</sup> Dabei wird die Jugend zugleich als Avantgarde einer gesellschaftlichen Erneuerung präsentiert. Anachronistisch lesbar ist auch, was nun zu den Eingangsversen (1-6) gesagt wird:

„In scharfer Heereszucht soll sich der Jüngling kräftigen für Leistungen im Felde: zu willigem Ertragen von schmaler Entbehrung, zu wirksamer Verwendung von Roß und Waffe im Gefecht, zu einem Leben voller Strapazen und Gefahren.“<sup>14</sup>

Man beachte nur, dass aus der ‚Lanze‘ (*hasta*) im Text (V. 4) die übertragbare ‚Waffe‘ wird! Der Kommentar in der ab 1910 erschienen Neufassung leitet, so ist unübersehbar, zu einer stärker militaristisch gefärbten und zugleich aktualisierenden Lektüre des Textes an.

Diese Tendenz zeigt sich auch, wenn wir in zwei für Schülerhand gedachte Übersetzungen schauen. Es genügt ein Blick auf die erste Strophe. Sie lautet in der erstmals 1855 erschienenen Übersetzung von WILHELM BINDER:

*Den Drang der Armut lerne mit Freudigkeit  
Der Jüngling dulden, kräftiglich aufgeblüht  
Im harten Dienst, und wilden Parthern  
Nah' er zu Roß mit dem Speere furchtbar.<sup>15</sup>*

Die Übersetzung arbeitet Energie und Kraft der Jugend heraus: Für *amice* steht ‚mit Freudigkeit‘, für *robustus* ‚kräftiglich aufgeblüht‘; Kriegerisches kommt nur insoweit zur Sprache, als der wilde Feind Tatkraft und Hingabebereitschaft (*militia* ist nur ‚Dienst‘) zu spüren bekommt. Anders in der 1899 erstmals erschienen Horaz-Übersetzung von HERMANN MENGE. Sie lautet:

*In scharfem Kriegsdienst stähle der Jüngling sich;  
Entbehrung lern' er tragen mit Freudigkeit,  
und hoch zu Roß, ein Held im Speerkampf,  
sei er der Schrecken der wilden Parther.<sup>16</sup>*

Erster und zweiter Vers sind gegenüber dem lateinischen Original verkehrt.<sup>17</sup> Der Kriegsdienst steht am Anfang, *robustus* wird dabei zum eigenen Prädikat ‚sich stählen‘. Das aus dem lateinischen *eques* (‚als Reiter‘) gewonnene Pferd, bei Binder noch Fortbewegungsmittel, wird hier zum Statussymbol (‚hoch zu Ross‘). Der ‚Held‘ und der ‚Speerkampf‘ haben im Lateinischen keine Entsprechung. Unverkennbar arbeitet Hermann Menge in seiner Übersetzung das Heroische und das Militärische deutlicher heraus, als es noch Wilhelm Binder tat.

Eine Erklärung für diese Tendenzen, die sich für die letzten Jahre vor dem Ersten Weltkrieg andeuten, bietet die Gesamtsituation des altsprachlichen Unterrichts in wilhelminischer Zeit:<sup>18</sup> Die neuhumanistische Gymnasialbildung gerät zusehends unter Rechtfertigungsdruck. Zum einen nämlich lassen die wirtschaftliche Entwicklung und die Industrialisierung nach einer stärkeren Berücksichtigung der Mathema-

tik und der Naturwissenschaften, ferner auch der modernen Fremdsprachen in der höheren Schulbildung verlangen. Zum anderen wird aus nationalistischer Sicht der Kosmopolitismus neuhumanistischer Bildung kritisiert. Man fordert deutsche Bildungsinhalte statt klassisch-antiker. Diese Position vertritt WILHELM II. in seiner vielzitierten Rede zur Eröffnung der preußischen Schulkonferenz im Jahr 1890:

„Wer selber auf dem Gymnasium gewesen ist und hinter die Kulissen gesehen hat, der weiß, wo es da fehlt. Und da fehlt es vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer.“<sup>19</sup>

Ganz in diesem Sinn werden in Folge der Konferenz in Preußen die Stunden des Lateinischen zugunsten des Deutschen gekürzt und der lateinische Abituraufsatz abgeschafft. Eine erneute Schulreform im Jahr 1901, in deren Rahmen auch das Abiturprivileg der humanistischen Gymnasien fällt, drängt die Alten Sprachen zugunsten einer realen und nationalen Bildung weiter zurück.

Als Reaktion hierauf betonen die Altphilologen, mit Blick auf die Anhänger einer Realbildung, die allgemeine sprachlich-logische und formale Schulung durch die Alten Sprachen und räumen, um nationalen Bildungsinteressen Rechnung zu tragen, historisch-politischen Inhalten breiteren Raum ein, die Anknüpfungspunkte einer nationalen und monarchistischen Erziehung bieten: In den Mittelpunkt rücken beispielsweise Krieger- und Heldengestalten in Biographie und Historiographie, Führungspersönlichkeiten wie CICERO und CAESAR, monarchistische Texte der augusteischen Klassiker, ferner die *Germania* des TACITUS.<sup>20</sup> Dahinter steht das Bestreben, durch eine aktualisierende Deutung antiker Texte gegenwärtige Bildungsziele zu erreichen.<sup>21</sup>

Zu dieser im engeren Sinn schulpolitischen Entwicklung tritt ein weiterer Faktor, nämlich das Verlangen nach einer vormilitärischen Erziehung. Wiederum ausgehend von der Schulkonferenz 1890 wird die Leibesertüchtigung durch Turnen in den Vordergrund gerückt, und im außerschulischen Bereich setzt eine staatliche Jugendarbeit



im Sinne einer Militarisierung ein.<sup>22</sup> Anfangs wollen in erster Linie konservative Kräfte dem Einfluss sozialdemokratischen Gedankenguts entgegenarbeiten, etwa ab der Jahrhundertwende aber rückt ein kommender Krieg in den Fokus, auf den die Jugend vorbereitet werden müsse.<sup>23</sup> Im Jahr 1911 wird auf Initiative des Kriegsministeriums der von einem Feldmarschall geführte Jungdeutschland-Bund gegründet, der alle Initiativen zur Wehrtüchtigung bündelt und nunmehr eine organisatorische Verbindung zum Militär schafft.<sup>24</sup> Schon vorher verfolgen nicht nur Jugendwehren und Wehrkraftvereine unmittelbare vormilitärische Ziele; selbst Pfadfinder und Wandervogel stehen mit ihrem Programm von körperlicher Ertüchtigung, Treue, Kameradschaft und Lagerleben im Dienst der Wehrerziehung und arbeiten mit dem Jungdeutschland-Bund zusammen.<sup>25</sup> Auch die Kirchen bieten im Rahmen ihrer Jugendarbeit Rekrutenkurse mit Schießausbildung und Geländelehre an.<sup>26</sup>

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs empfinden viele Altphilologen angesichts einer nicht abreißen lassen Kritik an humanistischen Bildungskonzepten<sup>27</sup> die Notwendigkeit, aber vielleicht mehr noch den inneren Drang, den völkisch-nationalen Nutzen des altsprachlichen Unterrichts und seinen Beitrag zur Kriegsbereitschaft der Jugend nach außen hin und in ihrer Didaktik zu unterstreichen.<sup>28</sup>

Das heißt: Wenn nun die Aufbereitung von Horazens Ode 3,2 so gestaltet ist, dass sich der Oberprimaner mit dem heldenhaften jungen römischen Reiter identifiziert, ist dies didaktisch gewollt und ergibt sich letztlich aus einer gesellschaftlichen Anpassungsstrategie des altsprachlichen Unterrichts, die seiner Erhaltung dienen sollte, und in der er sich in die gesellschaftliche und intellektuelle Gesamttendenz zu Nationalismus und Militarismus willig einfügt.

## II. Der Vers *Dulce et decorum est pro patria mori* in der Literatur

Der Vers 13 der Römerode führt freilich, unabhängig von der Behandlung des gesamten Gedichts im Unterricht, ein Eigenleben, das sich im einleitenden Zitat schon andeutete und das ich im Folgenden anhand einiger literarischer

Beispiele, denen sich noch zahllose hinzufügen ließen, etwas weiter verfolgen möchte. So überschreibt der holsteinische Dichter JOHANN MEYER (1829-1904) ein umfangreiches Preisgedicht über den ersten der Einigungskriege, den gegen Dänemark im Jahr 1864, mit Horazens Worten. Es beginnt folgendermaßen:

*Dulce et decorum est pro patria mori!*  
*O sieh, nach langer Winterszeit*  
*Beginnt es Frühling nun zu werden!*  
*So folgt die Freude doch dem Leid,*  
*Und alles wendet sich auf Erden.*  
*Das war ein Jahr, wie keines war,*  
*Des Vaterlandes Ruhm zu melden!*  
*Herbei, du deutsche Sängerschar!*  
*Ein Lied, ein Lied dem deutschen Aar,*  
*Ein Lied den Taten seiner Helden!<sup>29</sup>*

Mehr als 90 Verse später endet das Gedicht mit einer im Gebetsstil („Amen“) gehaltenen Beschwörung der deutschen Einigung. Weitere Bezüge zu Horaz oder überhaupt zur Antike finden sich nicht, vielmehr ist es ja die „deutsche Sängerschar“, die herbeigerufen wird. Der lateinische Titel bleibt also erratisch, er ist bloßes Motto und soll keinen Bezug Horaz darstellen. Dass der Satz im Kaiserreich Gemeinplatz ohne literarische Implikation bleibt, zeigt schön eine autobiographische Bemerkung von ERNST JÜNGER, die in die Mitte der 1890er Jahre verweist:

„Wir haben mit neun Jahren das *dulce et decorum* gelernt, zu Haus, in Schulen, Universitäten und Kasernen ist der Begriff ‚Vaterland‘ in die Nebelwelt unserer Anschauung als Mitte gesetzt wie die Sonne in das Planetensystem, wie der Kern in den Kraftwirbel eines Atoms.“<sup>30</sup>

Der Vers wird hier nur anzitiert und ist eher Chiffre allgemein patriotischen Empfindens, es fehlt eine unmittelbare soldatisch-militärische Implikation. Diese freilich zeigt sich auf das Deutlichste, wenn Kronprinz WILHELM 1913 in einem Beitrag über die Kavallerie der *Garde du Corps* Folgendes schreibt:

„Wer solche Attacke mitgeritten hat, für den gibt's nichts Schöneres auf der Welt. Und doch: noch eines erscheint dem echten Reitersmann schöner: Wenn alles dies dasselbe ist, aber am Ende des schnellen Laufes uns der Feind entge-

genreitet und der Kampf, für den wir geübt und erzogen sind, einsetzt: der Kampf auf Leben und Tod. Wie oft bei solcher Attacke hat mein Ohr den sehnsüchtigen Ruf eines daherjagenden Kameraden aufgefangen: ‚Donnerwetter, wenn das doch ernst wäre!‘ Reitergeist! Alle, die rechte Soldaten sind, müssen’s fühlen und wissen: *Dulce et decorum est pro patria mori!*“<sup>31</sup>

Diese im Horazitat kulminierende Passage erscheint bereits den pazifistisch denkenden Zeitgenossen CARL VON OSSIETZKY und RICHARD GRELLING als so handgreiflicher, ja selbstentlarvender Beleg eines obrigkeitlich formulierten Militarismus am Vorabend des Ersten Weltkriegs, dass sie ihn wörtlich aufgreifen.<sup>32</sup> In einer vergleichbaren ironischen Brechung erscheint unser Horazvers bei GUSTAV MEYRINK. In ‚Des deutschen Spießers Wunderhorn‘, 1913 erschienen, findet sich eine Episode über ‚Tschitrakarna, das vornehme Kamel‘: Zu einer Kartenrunde, die aus einem Panther, einem Löwen und einem Raben besteht, stößt ein Kamel mit Namen Tschitrakarna. Es legt größten Wert auf feine Umgangsformen und pflegt Bushido, was aus dem Mund des Raben auch einleitend erklärt wird: „eine besondere Art, sich fein zu benehmen, – japanischen Ursprungs. Wissen Sie, so was wie ein japanischer ‚Knigge‘.“<sup>33</sup> In einigen Wochen des Umgangs zeigt sich Tschitrakarna stets vornehm, manchmal etwas herablassend – etwa, wenn es den Raben, weil der eine weiße Krawatte zum Smoking trägt, der Lächerlichkeit preisgibt. Als die Nahrung knapp wird, verfällt dieser auf eine List: Er bietet sich zum Gefressenwerden an, wohl wissend, dass Tschitrakarna sich aus Höflichkeit (und eben Bushido) auch selbst zur Verfügung stellen werde. Und darauf geht man dann auch gerne ein. Der Schluss lautet folgendermaßen:

„Verdammte Geschichte, dachte sich das vornehme Kamel, und eine böse Ahnung stieg in ihm auf. Ekelhafte Situation; – – aber Bushido, – übrigens – – ach was, einmal ist’s ja schon geglückt, also Bushido!! Mit lässiger Gebärde ließ es das Monokel fallen und trat vor. „Meine Herren, äh, ein alter Satz sagt: *Dulce et decorum est pro patria mori!* Wenn ich mir also gestatten darf – –“ Es kam nicht zu Ende. Ein Gewirr von Ausrufen ertönte: „Natürlich, Verehrtester,

dürfen Sie“, hörte man den Panther höhnen. „*Pro patria mori*, jauchhu, – dummes Luder, werde dir geben Smoking und weiße Krawatte“, gellte der Rabe dazwischen. Dann ein furchtbarer Schlag, das Brechen von Knochen, und Harry S. Tschitrakarna war nicht mehr. Tja, Bushido ist eben nicht für Kamele.“<sup>34</sup>

Dass hier nicht für ein ‚Vaterland‘, sondern für die Konvention gestorben wird, spielt keine Rolle: Es geht um den gesellschaftlich geforderten Tod, und für den verwendet das etwas dünkelfhafte Kamel eben einen ‚alten‘ und lateinischen Satz. Die Symbolkraft, die Meyrink unserem Horazvers zuweist, zeigt auch folgende von ERICH MÜHSAM in seinen Tagebüchern überlieferte Anekdote:

„München, Sonnabend, d. 9. Dezember 1911 [...] Wir gingen ins Stefanie, wo wir Meyrink trafen. Der hatte mit Roda Roda sich einen künstlichen Kropf patentieren lassen. Er erklärte ich mir so: Der Kropf ist aus Leder, wird mit rosa-seidenem Bändchen umgebunden und hat die Inschrift: ‚*Dulce et decorum est pro patria mori.*‘ Damit soll eine Serie von Verhöhnungen gegen die Alpenkunst eingeleitet werden.“<sup>35</sup>

Fassen wir kurz zusammen, was diese Beispiele erkennen lassen: Der Vers erscheint durchweg dekontextualisiert und hat keinen Referenzcharakter, sondern ist geflügeltes Wort. Eine Übersetzung oder auch nur Paraphrase fehlt, die Worte werden als bekannt vorausgesetzt. Sie stehen bald für die innige Vaterlandsliebe (Ernst Jünger), bald für den schneidigen Todesmut des Soldaten (Kronprinz Wilhelm), bald für bourgeoise Vornehmheit (Meyrinks Tschitrakarna) und erfassen damit Werte der bürgerlichen Lebens- und Bildungswelt in klischeehafter Weise.

Natürlich ist Horazens Vers vom süßen Sterben nur eine Formulierung unter zahllosen Stimmen dieser Zeit, die Kampf und Tod nicht zuletzt einem jugendlichen Publikum verklären sollen. Wie selbstverständlich der Gedanke ist, mag ein Beispiel aus einem schulfernen Bereich der Jugendkultur zeigen: „Der Zupfgeigenhansel“, das 1909 in erster Auflage erschienene Liederbuch des Wandervogels und der Jugendbewegung, enthält ein Lied, das auf das Jahr 1620 zurückgeführt wird und mit den Worten beginnt: „Kein schön’rer Tod ist in der Welt, / Als wer vorm Feind

erschlagen / Auf grüner Heid, im freien Feld, / Darf nicht hör'n groß Wehklagen.“ – Hier, bei Horaz und in vielen anderen Zeugnissen geht es um eines: den Tod für das Vaterland zu heroisieren und als eine immer dagewesene sittliche Forderung erscheinen zu lassen, also gewissermaßen zu historisieren. Horaz und der schiere lateinische Wortlaut bieten die bildungsbürgerliche humanistische Verbrämung<sup>36</sup> und, wie das ebenfalls nicht ohne Bildungsdünkel auftretende Kamel Tschitrakarna zu erkennen scheint, den willkommenen Euphemismus für die brutale Realität des verordneten Sterbens. So wird auch während des Krieges weiter Horaz zitiert, in Gefallenenanzeigen beispielsweise und auf einer Medaille von 1916, die der Somme-Schlacht gewidmet ist.

Doch führt die Erfahrung des Krieges in zwei berühmten Fällen zu einer literarischen Auseinandersetzung mit dem Horaz entwundenen Schlagwort vom süßen Sterben, nämlich BERTOLT BRECHT und WILFRED OWEN.<sup>37</sup> Nachdem Brecht 1914 und 1915 kriegsbegeisterte Zeitungsartikel verfasst hatte, kommt es, als er 1915 im Deutschunterricht am Realgymnasium einen Aufsatz zum Thema *Dulce et decorum est pro patria mori* schreiben soll, zum bekannten Eklat; er bringt nämlich, so berichtet 1949 ein ehemaliger Mitschüler, ungefähr Folgendes zu Papier:

„Der Ausspruch, daß es süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben, kann nur als Zweckpropaganda gewertet werden. Der Abschied vom Leben fällt immer schwer, im Bett wie auf dem Schlachtfeld, am meisten gewiß jungen Menschen in der Blüte ihrer Jahre. Nur Hohlköpfe können die Eitelkeit so weit treiben, von einem leichten Sprung durch das dunkle Tor zu reden, und auch dies nur, solange sie sich weitab von der letzten Stunde glauben. Tritt der Knochenmann aber an sie selbst heran, dann nehmen sie den Schild auf den Rücken und entwetzen, wie des Imperators feister Hofnarr bei Philippi, der diesen Spruch ersann.“<sup>38</sup>

Bemerkenswert ist, dass Brecht den Vers wieder auf seinen Urheber Horaz zurückführt und sich auch mit diesem vor dem Hintergrund auseinandersetzt, den ihm der schulische Unterricht bieten konnte.<sup>39</sup> Brecht verweist auf des Dichters Flucht aus der Schlacht – die Lektüre

der Ode 2,7, in der Horaz dies schildert, wird im fachdidaktischen Handbuch von DETTWEILER und FRIES empfohlen, als biographischer Hinweis ist sie in den Einleitungen der Schulausgaben erwähnt – und auf dessen Nähe zum Herrscher, die ebenfalls im Unterricht zur Sprache kommen sollte.<sup>40</sup> Selbst Brechts Beschreibung des Dichters als ‚feist‘ lässt sich auf das *obesus* („wohlgenährt“) der SÜETON-Vita zurückführen.<sup>41</sup>

Der britische Dichter WILFRED OWEN verfasst, traumatisiert von Fronterlebnissen, 1917 in einem Militärkrankenhaus bei Edinburgh das Gedicht *„Dulce et decorum est“*.<sup>42</sup> Darin marschiert eine Gruppe vollkommen erschöpfter Soldaten zurück vom Fronteinsatz. Plötzlich bemerken sie einen Gasangriff. Einer legt zu spät die Maske an und stirbt qualvoll. Die letzte der ungleichmäßig langen Strophen lautet:

*If in some smothering dreams you too could  
pace | Behind the wagon that we flung him in, |  
And watch the white eyes writhing in his face, |  
His hanging face, like a devil's sick of sin; | If you  
could hear, at every jolt, the blood | Come gargling  
from the froth-corrupted lungs, | Obscene as  
cancer, bitter as the cud | Of vile, incurable sores on  
innocent tongues, – – | My friend, you would not  
tell with such high zest | To children ardent for some  
desperate glory, | The old Lie: Dulce et decorum est  
| Pro patria mori.*<sup>43</sup>

Owen nimmt den Horazvers hier buchstäblich auseinander: Im Titel erscheint nur *dulce et decorum est*, es bleibt also streng genommen offen, was da ‚süß und ehrenvoll‘ sein soll. Wenn die Horazworte am Ende wieder aufgegriffen werden, bricht nach dem ersten Versteil nochmals die Zeile, so dass erst Owens letzter Vers das im Titel begonnene Zitat komplettiert und das Gedicht verklammert. Durch das inzwischen Gesagte ist jedoch die behauptete ‚Süßigkeit‘ des Sterbens als Lüge entlarvt. Der Leser, der die Überschrift gedanklich ergänzt und den damit die Aussage unwillkürlich affirmiert haben mag, findet diese nun destruiert vor. Referenzpunkt von Owens Zitat ist aber nicht Horaz, den er möglicherweise gar nicht näher kennt, sondern das mehrfach auch in affirmativer Kriegsliteratur verwendete Schlagwort.<sup>44</sup>

Die Zeiten waren nicht danach, dass sich eine nicht-affirmative Deutung unseres Verses und



des Gedichtes durchgesetzt hätte – oder auch nur die Variante eines (metrisch leider nicht ganz fügen) Trinkspruchs:

*Dulce et decorum est pro patria mori,  
sed dulcius pro patria vivere, et  
dulcissimum pro patria bibere.  
Ergo bibamus pro salute patriae.*<sup>45</sup>

Den Dichter hätte es schwerlich gestört.

#### Anmerkungen:

- 1) Martin Reymann, Die Tragödie von Verdun 1916. III. und IV. Teil: Die Zermürbungsschlacht, Oldenburg/Berlin 1929 (Die Schlachten des Weltkriegs Bd. 15), 52.
- 2) Wie sehr diese Kriegsbegeisterung, abgesehen von nur vereinzelt Ausnahmen, das gesamte Geistesleben erfasst, zeigen eindrücklich etwa Steffen Bruendel, Zeitenwende 1914. Künstler, Dichter und Denker im Ersten Weltkrieg, München 2014, 57-100, und Ernst Piper, Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs, Berlin 2013, 98-150.
- 3) Das Wichtigste bieten etwa Robin G. M. Nisbet/Niall Rudd, A commentary on Horace: Odes, book III, Oxford 2004, XXf., und Hans-Christian Günther, The first collection of odes: Carmina I-III, in: ders. (Hrsg.), Brill's Companion to Horace, Leiden/Boston 2013, 211-406, hier 373-406. Dass die Gedichte nicht allein offiziös-staatstragenden Charakter haben, sondern auch der individuellen Botschaft des Horaz Raum bieten, betonen Michael von Albrecht, Horazens Römeroden, AAntHung 30 (1982/1984) 229-241, David J. Schenker, Poetic voices in Horace's Roman odes, CJ 88 (1992/1993) 147-166, Jean-Yves Maleuvre Les «Odes romaines» d'Horace ou Un chef d'oeuvre ignoré de la cacozélie (presque) invisible, RBPh 73 (1995) 53-72, und Christian Schulze, Zur Sonderstellung von Horazens Carmen 3, 1 innerhalb des „Römeroden“-Zyklus, Hermes 129 (2001) 377-385. Demgegenüber stellt jetzt wieder Nancy Shumate, Gender and nationalism in Horace's „Roman“ Odes (Odes 3.2, 3.5, 3.6), Helios 32 (2005) 81-107, die Parallelen zwischen den Römeroden und modernen nationalistischen Argumentationsmustern heraus, die in ihrer gegenwartskritischen Zukunftsvision auf eine konstruierte Vergangenheit rekurren.
- 4) Vgl. Nisbet/Rudd (wie Anm. 3) 22f. zur Möglichkeit, dass auf aktuelle Indiskretionen angespielt ist. Pamela Rolanda Bleisch, Silence is golden. Simonides, Callimachus, and Augustan panegyric at the close of Horace, Carm. 3, 2, QUCC 68 (2001) 21-40, sieht darin eine ironische Selbst-

aufforderung des panegyrischen Dichters in kallimacheischer Tradition.

- 5) So stehen hinter Vers 13 die Elegiker Tyrtaios (10,1f. τεθνάμεναι γὰρ καλὸν ἐνὶ προμάχοισι πεσόντα / ἄνδρ' ἀγαθὸν περὶ ἧι πατρίδι μαρνόμενον· „Es ist gut, wenn ein Mann, der für sein Vaterland ficht, stirbt, indem er unter den Vorkämpfern fällt.“) und Kallinos (1,6-9 τιμῆν τε γὰρ ἔστι καὶ ἀγλαὸν ἄνδρι μάχεσθαι / γῆς πέρι καὶ παίδων κουριδίης τ' ἀλόχου / δυσμενέσιν· θάνατος δὲ τὸτ' ἔσσειται, ὅπποτε κεν δῆ / Μοῖραι ἐπικλώσωσ'. „Denn ehrenvoll und ruhmreich ist es für einen Mann, für sein Land zu kämpfen, seine Kinder und seine angetraute Gattin sein Land gegen die Feinde. Den Tod aber wird man dann finden, wenn die Schicksalsgöttinnen ihn zugewiesen haben.“), hinter 14-16 der Lyriker Simonides (524 PMG ὁ δ' αὖ θάνατος κίχῃ καὶ τὸν φυγόμαχον. „Der Tod aber trifft auch den, der aus Schlacht flieht.“).
- 6) Schon Hildebrecht Hommel, Dulce et decorum ..., RhM 111 (1968) 219-252, hatte dulce et decorum est als ‚es gilt als angesehen‘ verstanden und auf das Topische und Traditionelle verwiesen, den Bezug auf völkerübergreifende sittliche Maßstäbe, also keine unmittelbare Anweisung zum Heldentod erkannt. Carl Werner Müller, Der schöne Tod des Polisbürgers oder „Ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben“, Gymnasium 96 (1989) 317-340, deutet den Vers vor dem Hintergrund der literarischen Tradition als eher allgemeine Formel zum Einsatz für die Gemeinschaft. Dieter Lohmann, Dulce et decorum est pro patria mori. Zu Horaz c. III, 2, in: Schola Anatolica. Freundesgabe für Hermann Steinthal, Tübingen 1989, 336-372, Methoden bei der Übersetzung lateinischer Texte – Horaz c. III 2 (Vortrag am 5.4.1990 in London beim 13. Colloquium Didacticum CI.), MDAV 2/1990, 18-24, und Horaz carmen III, 2 und der Zyklus der „Römer-Oden“, AU 34/3 (1991) 62-75, stößt mit seiner Deutung, dass Horaz sich hier von der kriegslüsternen Haltung distanzieren, eine lebhaft Diskussion an, vgl. etwa Josef Mall, Zu Dieter Lohmann: „Horaz c. III 2“ in MDAV 2/90, S. 18-24, Ein Beitrag zum Horazjahr, MDAV 2/1992, S. 73f., Heinz Munding, Zu Horaz, carmen III 2, Anregung 38 (1992) 24f., und Nochmal zu Dulce et decorum est pro patria mori (Hor. 3,2,13), MDAV 4/1992, 161-164. Die ausführlichste Kritik üben Karl-Wilhelm Welwei/Mischa Meier, Der Topos des ruhmvollen Todes in der zweiten Römerode des Horaz, Klio 79 (1997) 107-116. Deren Argumente wiederum greift Gerhard Binder, Kriegsdienst und Friedensdienst. Über „politische Lyrik“ und die 2. Ode

- des Horaz „An die Jugend“, *AAntHung* 39 (1999) 53-72, auf und betont in kritischer Auseinandersetzung mit der älteren Forschung die Verantwortung des Einzelnen, die Horaz im heißblütigen Kampfeswillen gerade nicht vorbildhaft verwirklicht sehe. In diesem Sinne äußert sich auch Peter Wülfing, *Dulce et decorum est pro patria mori*. Zur Geschichte einer Interpretation von Bertolt Brecht bis heute, *StudClas* 34/36 (1998/2000) 59-67, und *Dulce et decorum est pro patria mori*. La storia di una interpretazione da Bertolt Brecht fino ai giorni nostri, *QS* 26 (2000) 215-225. Burkhard Cardauns, Vom Bürgerkrieg zur Pax Augusta. Krieg und Frieden in der Dichtung des Horaz, in: Theo Stemmler (Hrsg.), *Krieg und Frieden in Gedichten von der Antike bis zum 20. Jahrhundert*, Tübingen 1994, 27-44, hier 36-39, sieht den Tod fürs Vaterland als einen gemeinnützigen Akt gutgeheißen, dem freilich integres politisches Engagement gleichwertig; ebenfalls von der moralphilosophischen Implikation von *dulce et decorum* geht Hermann Funke, *Dulce et decorum*, *SCI* 16 (1997) 77-90, aus und deutet sie vor epikureischem Hintergrund. Einen primär literarischen, spielerisch-allusiven (und nicht augusteisch-affirmativen) Tenor erkennt Shirley Werner, *Reading through distance: Horace, Ode 3.2 and the rhetoric imposed by the reader*, *CML* 18 (1997/1998) 271-292. Michele Ameruoso, *Valore del guerriero e topos della ‚bella morte‘ in Orazio, Aufidus* 19 (2005) 135-146, vermutet eine Verklammerung mit dem Schildwegwurf *carm.* 2,7,9, der ebenfalls unter Rückgriff auf die frühgriechische Lyrik dargestellt ist.
- 7) Hans Jürgen Apel/Stefan Bittner, *Humanistische Schulbildung 1890-1945. Anspruch und Wirklichkeit der altertumskundlichen Unterrichtsfächer*, Köln 1994, 67.136-139.145.
  - 8) Peter Dettweiler/Wilhelm Fries, *Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts*, München 19143, 206f.
  - 9) Dettweiler/Fries (wie Anm. 8) 206.
  - 10) Carl Wilhelm Nauck/Oskar Weissenfels, *Des Q. Horatius Flaccus Oden und Epoden*. Für den Schulgebrauch erklärt, Leipzig 1899<sup>15</sup>, 108.
  - 11) Hinzuweisen ist nur auf eine Erläuterung, die den Bezug von *militia* („Kriegsdienst“) in Vers 2 betrifft: Das Wort gehörte zum davor stehenden *robustus* („gekräftigt“), nicht etwa zu *condiscat* („er lerne“), „aber daß es der scharfe Felddienst ist, durch welchen der durch denselben erstarkte Knabe Entbehrung lernen soll, springt von selbst in die Augen“ (Nauck/Weissenfels, wie Anm. 10, 108).
  - 12) Carl Wilhelm Nauck/Paul Hoppe, *Des Q. Horatius Flaccus sämtliche Werke*. Erster Teil: Oden und Epoden, Leipzig/Berlin 1915<sup>18</sup>, 95f.
  - 13) Vgl. Wolfram Wette, *Militarismus in Deutschland*. Geschichte einer kriegerischen Kultur, Frankfurt 2008, 60-64.
  - 14) Nauck/Hoppe (wie Anm. 12) 96.
  - 15) Catull. Horaz. Langenscheidts Bibliothek sämtlicher griechischen und römischen Klassiker, Bd. 62, Berlin/Stuttgart 1914, enthält: Wilhelm Binder, *Quintus Horatius Flaccus*. Deutsch in den Versweisen der Urschrift, 12. Auflage. Binders (1810-1876) Übersetzung dürfte in erster Auflage Stuttgart 1855 erschienen sein.
  - 16) Hermann Menge, *Die Oden und Epoden des Horaz für Freunde klassischer Bildung*, besonders für die Primaner unserer Gymnasien, Berlin 1910<sup>3</sup> (1899<sup>1</sup>), 232f.
  - 17) Das im Deutschen nachgeahmte Metrum kann nicht die Ursache sein, denn es handelt sich jeweils um einen alkäischen Elfsilbler.
  - 18) Vgl. Apel/Bittner (wie Anm. 7) 35-65.146-154; Ute Preuße, *Humanismus und Gesellschaft*. Zur Geschichte des altsprachlichen Unterrichts in Deutschland von 1890 bis 1933, Frankfurt 1988, 16-42.
  - 19) Zitiert nach: Gebhardt Giese, *Quellen zur deutschen Schulgeschichte seit 1800*, Göttingen 1961, 196f.
  - 20) Vgl. Manfred Fuhrmann, *Latein und Europa*. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II., Köln 2001, 171-185; Apel/Bittner (wie Anm. 7) 147-154 mit Überblick über Lehrpläne und Schulpraxis; zur Bedeutung namentlich Ciceros in diesem Zusammenhang Preuße (wie Anm. 17) 70-79.
  - 21) Die theoretische Fundierung liefert Wilamowitz, der für den Griechischunterricht ein neues Konzept und auch ein Lesebuch entwirft: Texte aus der gesamten, nicht nur der klassischen, Gräzität sollen nicht mehr zur individuellen Charakterformung beitragen, sondern dem Zweck einer staatsbürgerlichen und sittlichen Bildung dienen, vgl. Preuße (wie Anm. 18) 43-57.
  - 22) Vgl. Christoph Schubert-Weller, „Kein schöner Tod ...“ *Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg 1890-1918*, Weinheim/München 1998, 51-58.
  - 23) Vgl. Schubert-Weller (wie Anm. 22) 70-78.
  - 24) Vgl. Schubert-Weller (wie Anm. 22) 172-193.
  - 25) Vgl. Schubert-Weller (wie Anm. 22) 104-157. 205-215.
  - 26) Vgl. Schubert-Weller (wie Anm. 22) 193-205.

- 27) Ein treffliches Beispiel ist etwa Gustav Wyneken, *Wider den altsprachlichen Schulunterricht*, Lauburg 1916.
- 28) Vgl. Preuße (wie Anm. 18) 89-103; Lothar Ziese, *Humanismus und Nationalgefühl/Nationalismus*. Ein Diskurs, exemplarisch dargestellt an Hand von Beiträgen aus der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ 1914-1917, *Forum Classicum* 57/4 (2013) 14-31.
- 29) Johann Meier, *Hochdeutsche lyrische Gedichte*, Kiel 1906.
- 30) Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin 1926, 99; vgl. Annette Rink, *Plutarch des Naturreichs. Ernst Jünger und die Antike*, Würzburg 2001, 61f.
- 31) Wilhelm von Preußen, *Regiment der Gardes du Corps*, in: *Deutschland in Waffen*, Stuttgart 1913, o. S. [16].
- 32) Carl von Ossietzky, *Der heilige Mars*, in: *Das freie Volk*, 31. Mai 1913, jetzt in: ders., *Sämtliche Schriften*, Band I: 1911-1921, hrsg. v. Mathias Bertram et al., Hamburg 1994, hier 36. Ossietzky kommentiert das Kronprinzenzitat übrigens mit den Worten: „Wir halten den Gedanken des kommenden Kriegs für zu furchtbar, um mit ihm kokettieren zu können. Aber unsere Mißstimmung will nicht recht aufkommen bei der tapferen Versicherung des deutschen Thronfolgers, wenn es einmal blutiger Ernst wird, in der ersten Reihe zu kämpfen - - -“ Richard Grelling [der Verfasser bleibt im Werk ungenannt], *J'accuse*. Von einem Deutschen, Lausanne 1915<sup>3</sup>, 62.
- 33) Gustav Meyrink, *Des deutschen Spießers Wunderhorn*. Band 2, München 1913, 26.
- 34) Meyrink (wie Anm. 32) 32f.
- 35) Erich Mühsam, *Tagebücher*, Band 2: 1911-1912, hrsg. v. Chris Hirte und Conrad Piens, Berlin 2012, hier 81.
- 36) Zur Rolle der humanistischen Bildung für ein bürgerliches Selbstverständnis Fuhrmann (wie Anm. 20) 185-191.
- 37) Deren Wahrnehmung angesichts des Weltkriegsgedenkens belegt etwa der lesenswerte Beitrag von Willi Winkler, *Die alte Lüge vom süßen, ehrenvollen Tod*, *Süddeutsche Zeitung* vom 28.03.2014, Nr. 73, 12.
- 38) Nach den Aufzeichnungen von Brechts Schulkameraden und Freund Otto Müller, der sich auf Brechts Anregung hin Müllereisert nennt, in: Hubert Witt (Hrsg.), *Erinnerungen an Brecht*, Leipzig 1963, 18; vgl. das auf den Vorfall Bezugnehmende Zeugnis bei Werner Hecht (Hrsg.), *Bertolt Brecht. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt 1978, 20f.
- 39) Wie vertraut Brecht mit Horaz ist, zeigt Peter Witzmann, *Antike Tradition im Werk Bertolt Brechts*, Berlin 1964, und ders., *Bertolt Brecht, Beim Lesen des Horaz*, *Altertum* 14 (1968) 55-64.
- 40) Vgl. Dettweiler/Fries (wie Anm. 8) 206.
- 41) Witzmann (1968, wie Anm. 39) 56.
- 42) Vgl. Sandra M. Gilbert, Wilfred Owen, in: Santanu Das (Hrsg.), *The Cambridge companion to the poetry of the First World War*, Cambridge 2013, 117-128; zum Gedicht auch Santanu Das, *Reframing First World War poetry. An introduction*, in: ders. (Hrsg.), *The Cambridge companion to the poetry of the First World War*, Cambridge 2013, 3-34, hier 14-17.
- 43) Jon Stallworthy (Hrsg.), *The war poems of Wilfred Owen*, London 1997, 29. Die kritische Ausgabe Wilfred Owen, *The complete poems and fragments*, ed. by John Stallworthy, Oxford/London 1983, II *The manuscripts of the poems and fragments*, zeigt auch, dass der Zeilenumbruch in allen Versionen von der Hand des Dichters bereits der oben wiedergegebene ist.
- 44) Dazu Elizabeth Vandiver, *Stand in the trench, Achilles*. *Classical receptions in the British war poetry of the Great War*, Oxford 2010, 129 mit Anm. 105; 393-395. Douglas Kerr, *Wilfred Owen's voices. Language and community*, Oxford 1993, 174f., gibt zwei Beispiele bellizistisch-paränetischer Ansprachen an die Jugend, in denen das Horazwort zitiert wird. Dergleichen Erwähnungen scheinen der Referenzpunkt des Dichters zu sein, nicht Horaz.
- 45) Es handelt sich um eine augenscheinlich nicht näher zuweisbare Studentendichtung des 19. Jahrhunderts, offenbar angeregt durch das zu Beginn des 17. Jahrhunderts entstandene Epigramm 1,48 des walisches Autors Ioannes Audoenus (John Owen), das lautet: *Pro patria sit dulce mori licet atque decorum / vivere pro patria dulcius esse puto*. Vgl. Martin M. Winkler, *Cinema and classical texts. Apollo's new light*, Cambridge 2009, 202 Anm. 107.

STEFAN FREUND, Wuppertal



# Krieg und Menschlichkeit – Wie passen sie zusammen?

## „Ilias“ und „Aeneis“ und ihre weltgeschichtlichen Folgen\*

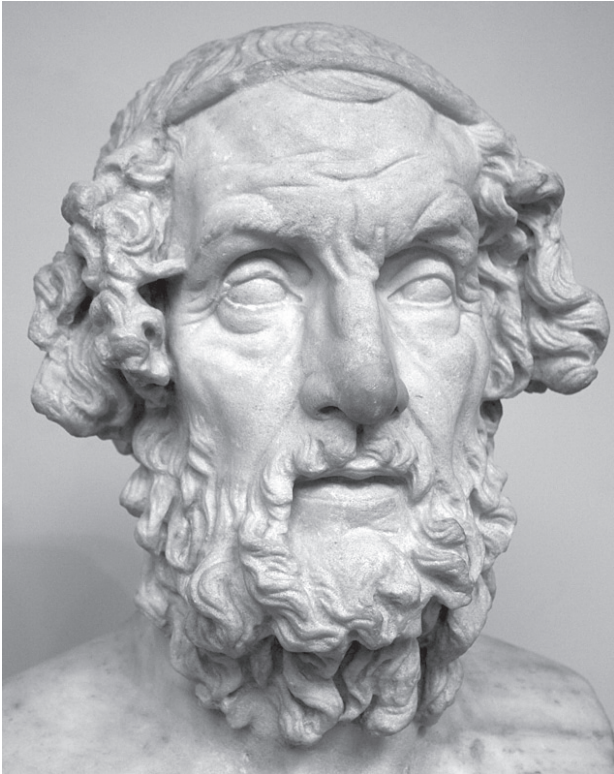
„Es gibt Milliarden von Menschen. Warum gibt es so wenig Menschlichkeit?“ Diese Frage zählt zu den „Quergedanken“, die der Schweizer Journalist WALTER LUDIN in seinem gleichnamigen Buch 1994 (34) gestellt hat. Und sie scheint nicht unberechtigt. „Menschlichkeit“ ist gewissermaßen ein besonderer „Aggregatzustand“ des Menschen, den er unter bestimmten Bedingungen erreicht. Diesem Befund liegt die Vorstellung zugrunde, dass die *species* Mensch auf einen geistig-seelischen Status hin angelegt ist, dessen Erreichen gewissermaßen die Vollendung markiert. Sie äußert sich in Wesenszügen, die seine Person prägen, wie Güte, Nächstenliebe, Toleranz, Hilfsbereitschaft, Barmherzigkeit, Mitgefühl, Milde. Wer sie besitzt und zeigt, ist „menschlich“, „human“. Lässt ein Mensch solche Charakterqualitäten vermissen, so liegt der Schluss nahe, dass er seine Bestimmung nicht erreicht hat. Er ist demnach „unmenschlich“. Da „Unmenschlichkeit“ einem Menschen zugeschrieben wird, der im Status eines Tieres (*bestia*) verblieben ist, steht dafür auch das Synonym „Bestialität“. Humanität und Bestialität stehen demnach schroff gegeneinander.

Wie aber steht „Menschlichkeit“ zum Phänomen des Krieges? „Die Geschichte der Menschheit“ – so der österreichische Aphoristiker ERNST FESTL (2000) – „ist auch eine Geschichte der Unmenschlichkeit“ (83). Dieser Satz ist brutal, er ist aber nicht unwahr. Er gründet auf der Tatsache, dass sich uns im Rückblick die Weltgeschichte als permanente Abfolge von Kriegen darstellt, in denen sich Menschen in den übelsten Formen bestialisch und brutal verhalten, mit unsagbarem Leid als Folge. Krieg und Menschlichkeit stehen seit je in einem Spannungsverhältnis, ja schließen sich eigentlich gegenseitig aus. Krieg bedeutet Kampf um jeden Preis. Wer Krieg führt, ist deshalb zwangsläufig unmenschlich. Krieg setzt Neid, Hass, Gier, Rachsucht voraus und äußert sich in Raserei, Grausamkeit, Mitleidlosigkeit, Vernichtungswahn und Mordlust. Dieser These widerspricht, in einem Buchtitel quasi als gültige Wahrheit formuliert, die Feststellung: „Mensch-

lichkeit im Krieg“ (hg. von HELMUT KARSCHKES, 2000). In diesem Buch sind auf 261 Seiten zahlreiche „Akte der Humanität mitten im Kampfgeschehen“ (14) während des zweiten Weltkrieges auf beiden Seiten der Front zusammengestellt. In solchen Menschen müssen sich offensichtlich innere Energien gegen die Zwänge eines äußeren prozessualen Ereignisses durchsetzen, denen sie sich an mehr oder weniger verantwortlicher Stelle innerhalb eines Kollektivs gewaltsam ausgeliefert sehen.

Die Frage drängt sich auf: Äußert sich hier eine Urerfahrung des Menschen? Gibt es schon am Anfang der Menschheitsgeschichte solche Akte der Menschlichkeit im Krieg? Die ersten literarischen Werke unseres Kulturraumes scheinen dies zu bestätigen. In ihnen tritt uns von Anfang an eine Problematik entgegen, an der sich die prekäre Situation, das Dilemma des Menschen schlechthin als zeitlos gegeben erweist. An zwei Großwerken der antiken Literatur sei dies in gebotener Kürze zu Bewusstsein gebracht, an der „Ilias“, dem Werk des Griechen HOMER, und an der „Aeneis“, dem Werk des Römers VERGIL. Die eine steht am Beginn der abendländischen Literatur, die andere am Beginn des europäischen Kaisertums. Beides sind Kriegsepen, also Verserzählungen über Kampf, Brandschatzung, Gemetzel, Töten, Sterben, Leiden, Trauer und Schmerz. Wo bleibt in solchen oft zahlreiche Völker übergreifenden Gewaltszenarien ein Platz für Menschlichkeit?

## „Ilias“



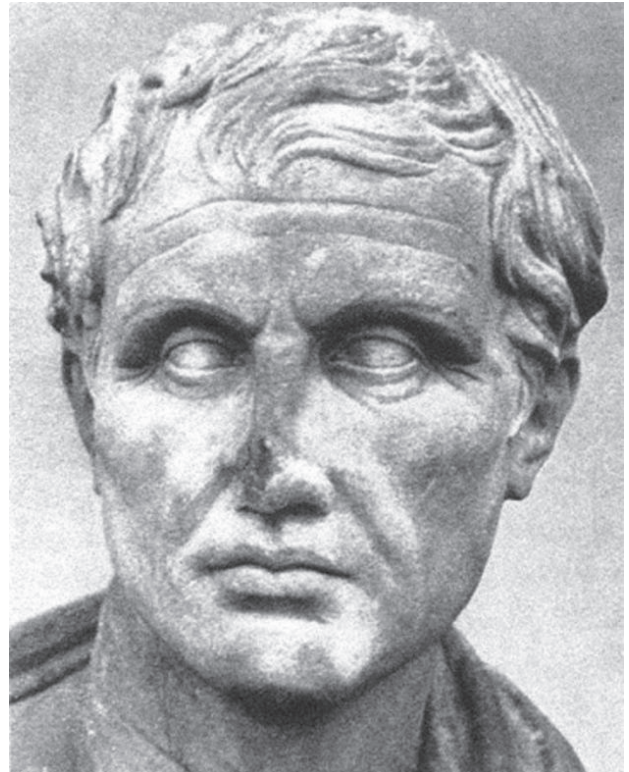
Homer, 8. Jh. v. Chr.

### 1. Achill, der unmenschliche, und menschliche Held

Die „Ilias“ führt uns in die Welt des Mythos. Da wird von Ereignissen erzählt, in denen sich Menschen mit all ihren Leidenschaften in Freundschaft und Feindschaft begegnen. Der Mythos ist zwar das Produkt dichterischer Phantasie, doch ihr Erzähler kann nichts ersinnen, was ihm nicht aus der historischen Realität bekannt ist. Mythos ist nicht *science fiction*. Seine Besonderheit ist die eigentümliche Konstellation der Realitätsbestandteile, ist die dramatische Gestaltung, das Wachrufen der Gefühle, der Blick in die Abgründe, aber auch hellere Nischen der Seele. Protagonisten sind in der mythischen Erzählung die Helden, Gestalten, die menschliches Maß übersteigen, durch Klugheit und Kraft, durch Wagemut und Leidenschaft – alles Gaben, die ihnen von den Göttern geschenkt worden sind.

Dem Mythos ureigen sind die der erlebten Wirklichkeit fernen, vom olympischen Himmel herabwirkenden Götter. Der „Götterapparat“ gehört authentisch zu einem Epos. Die Überirdischen sind nicht anders geartet wie ihre „Pen-

## „Aeneis“



Vergil, 1. Jh. v. Chr.

dants“ auf Erden: sie hassen und lieben, sind zänkisch, ehrgeizig, machtgierig und genussüchtig, doch auch mitleidvoll, versöhnlich, tröstend und hilfreich. Sie haben dieselben Leidenschaften, Wesenszüge und Verhaltensformen wie die Menschen. Zwischen Göttern und Helden herrscht meist ein spezielles Verhältnis, der Gunst, des Schutzes, der Hilfe und Rettung oder des Zorns, der Preisgabe, der Verfolgung und des Ruins. Über allen, den Göttern und Menschen, steht das Fatum, das unveränderlich bestimmte Schicksal.

Mit dem Vers: „Vom Groll, o Göttin, singe, des Peleusohnes Achilleus“ setzt das Großepos ein. Der erste Begriff „Groll“ liefert das Stichwort, das thematisch das gesamte Werk der „Ilias“ bestimmt, 24 Bücher mit fast 16000 Versen. Achill ist der Held, die tragende Figur der Geschichte. Sein Groll aus beleidigtem Stolz hält ihn davon ab, den Griechen im Kampf mit seinem Mut, seiner Waffenkunst und Stärke zur Seite zu stehen. Zehn Jahre dauert bereits der Krieg, in dem diese vergeblich die Festung Troja bestürmen. Deren Mauern sind zu stark und die Trojaner zu tapfer. Schuld an diesem trojanischen Krieg haben letztlich die Götter.

Der Streit der Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite um den Preis der Schönheit hatte den Raub der Helena aus Sparta zur Folge. Paris, der die Frau nach Troja entführte, lieferte den Grund für den trojanischen Krieg. Denn Menelaos, der gehörnte Gemahl Helenas, organisierte als König von Sparta den Heereszug der griechischen Fürsten. Diese folgten mit ihren Truppen dem Räuber auf dem Fuße. Agamemnon, Menelaos' Bruder, sowie Odysseus, Achilleus und sein Freund Patroklos zählten zu den griechischen Helden.

Die Kämpfe toben schon mehr als neun Jahre vor den Mauern der Stadt, nahe dem Strand der Ägäis. Der Erfolg bleibt den Angreifern versagt, weil Achill sich grollend in sein Zelt zurückgezogen hat und sich hartnäckig der Waffen enthält. Warum? Er liegt mit seinem Bruder Agamemnon im Streit, weil ihm dieser seine Lieblings-sklaavin Briseis weggenommen hat. Er fühlt sich in Standesehre und Ranganspruch verletzt. Mit dieser Konfliktsituation setzt das dramatische Geschehen des Epos ein und erstreckt sich über knappe 59 Tage, also über einen winzigen Abschnitt des Krieges. Die Handlung muss sich notwendig – bei der breiten Schilderung eines so geringen Zeitraumes – vom vordergründigen Kampfgetümmel wegverlagern, in das Innere der Menschen, in ihre psychischen Räume, in denen sich die Leidenschaften, Regungen und Gefühle äußern. Taten geschehen durch Impulse des Herzens. So löst sich Achills Starre durch das Gefühl der Rache. Weshalb und gegen wen? Hier kommen nun die großen Gegenspieler auf Seiten der Feinde ins Spiel, die Helden Trojas, allen voran Hektor, Paris, auch Lykaon, alles Söhne des Königs Priamos. Hektor, die Prachtgestalt eines Kämpfers, rückt ins Zentrum des Geschehens. Die Trojaner sind aus der Stadt hervorgebrochen, haben das Schiffslager der Griechen überfallen und in Brand gesteckt. Fürchterlich mordend wüten sie unter den Scharen der Griechen.

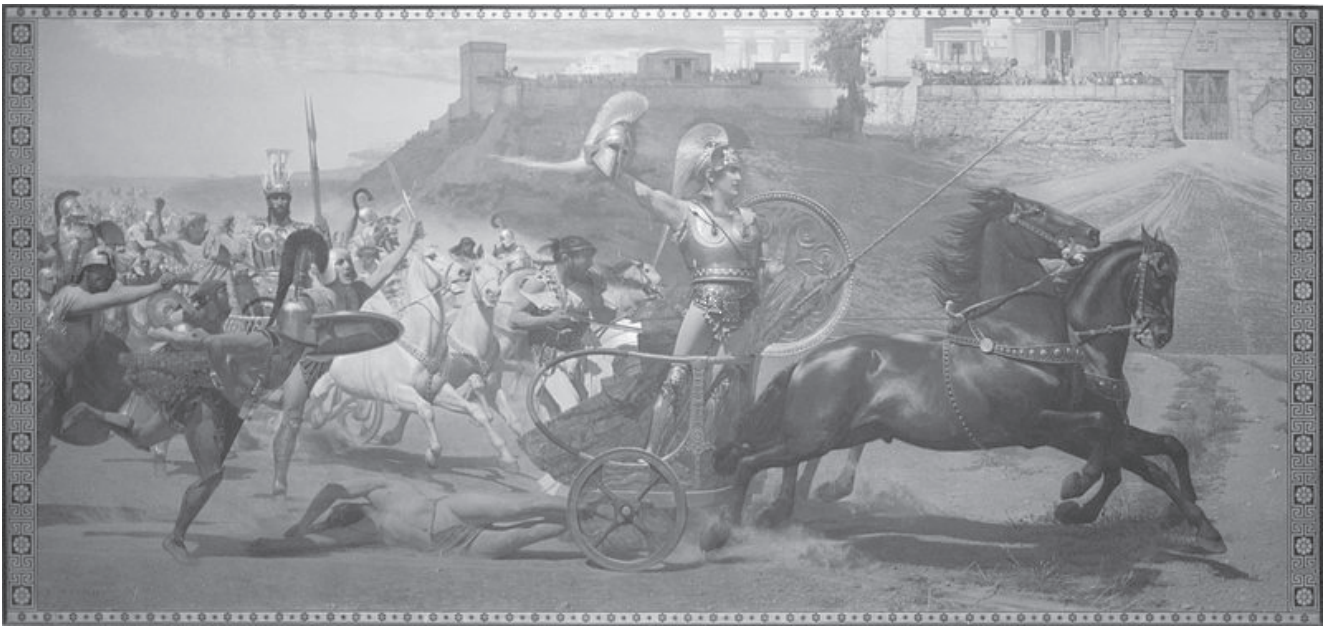
Die Götter steuern von oben im Pro und Contra das Geschehen. Achill hat das Unheil der Seinen aus der Ferne erlebt, und, von höherer Macht geleitet, schickt er den besten Freund Patroklos mit seinen eigenen Waffen in den

Kampf, wo dieser von Hektor erschlagen wird – bitterster Schmerz für den Griechen. Als sich daraufhin die Waage zugunsten der Trojaner zu neigen beginnt, gibt Achill seinen Groll auf, er stürmt auf Rache sinnend in „die entscheidende Schlacht, die letzte und schlimmste der Ilias“ (ALBIN LESKY, 35), in der es zu Exzessen von bestialischer Grausamkeit kommt. Der Krieg zeigt nun sein ganzes unmenschliches Gesicht, mit harten Zügen, die umso härter werden, je mehr sich das Schlachtgeschehen zu einem Zweikampf der Helden beider Seiten verdichtet. Achill kämpft sich blindwütend und blutrünstig durch die Reihen der Trojaner, „er wütet wie ein Waldbrand im dünnen Gehölz.“ (Lesky, 35) Den Fluss Skamander in der Nähe der Stadt füllt er mit Leichen.

Außer sich fängt er zwölf junge Männer zum Opfer für Patroklos, seinen Freund. Darunter Lykaon, einen der Söhne des trojanischen Königs, der ihn vergeblich um Gnade anfleht. Mitleidlos schlachtet er ihn mit den anderen ab. Das Gemetzel ist „von so elementarer Wildheit“, dass die Trojaner entsetzt in die Stadt zurückfliehen. Nur Hektor bleibt – trotz aller Bitten der Eltern Priamos und Hekabe – außerhalb der Mauern. Vor den Toren kommt es zum Zweikampf. Achill stürmt los wie entfesselt, und todesmutig; dass auch er sterben wird, weiß er aus göttlichen Munde. Wie reagiert Hektor? Er rennt davon, der Grieche verfolgt ihn dreimal um die Mauern der Stadt. Warum stellt sich der Trojaner nicht seinem Feind? Weil es die Götter so gewollt? Weil er die Überlegenheit des Anderen einsieht? Oder liegt der Grund dafür tiefer im dramaturgischen Arrangement?

Gelingt es dem Dichter etwa auf solche Weise wirkungsvoller, Hektor in der Position des Unterlegenen vorzuführen, wo er der Vernichtungswut seines Verfolgers brutalst ausgeliefert erscheint? Als sich nämlich Hektor endlich zum Kampf stellt, wird er von Achills Lanze durchbohrt. „Im Racherausch, der ihn sich selbst entfremdet“ (JOACHIM LATACZ, 153), kennt er kein Maß mehr. Dem Sterbenden versagt er die Bitte, seinen Leichnam den Eltern auszuliefern. Als ihm Hektor den Tod am Skäischen Tor vorhersagt, schreit er ihm entgegen: „Stirb! Den Tod





*Achill schleift Hektor vor Troja – Wandbild im Achilleion von Kerkyra (Korfu)*

aber werde ich dann hinnehmen, wenn Zeus ihn vollenden will und die unsterblichen Götter!“ Achill bindet den Toten an seinen Wagen und schleift ihn zu den Schiffen. Der tote Feind wird aufs Übelste geschändet.

In der Stadt, oben auf der Königsburg herrschen Entsetzen, Jammer und Trauer. Achills Rachsucht ist nicht gestillt. Täglich schleift er die Leiche dreimal um das Grab des Patrokles, am Ende liegt sie da den Hunden und Vögeln zum Fraß. In der Schändung der Leiche zeigt sich „Achills fast unmenschliche Verhärtung“ (Latacz, 153); darin gipfelt seine „unglaubliche Unmenschlichkeit“ (THOMAS A. SZLEZAK, 119).

Vor diesem Hintergrund des Grauens geschieht – gewiss auch wieder von höheren Mächten gefügt – mitten im Krieg ein Ereignis von denkwürdiger, ja weltgeschichtlicher Bedeutung. Priamos, der gedemütigte König von Troja, der leidgeprüfte Vater, der Niederlage seiner Stadt nahe, lässt sich des Nachts auf dem Wagen vor die Mauern Trojas zu den Belagerern fahren und schleppt sich in das Zelt des Achill. Dort kommt es zur Begegnung der Todfeinde. Der greise Priamos erfleht – auf die Knie niedergesunken und Achills Hände küssend – die Herausgabe des toten Sohnes, er will ihm die Ehre der Bestattung erweisen. Nach festverwurzeltem Glauben hat „die Schattenseele“ (Psyche) eines Unbestatteten

keinen Zugang zum Hades, sie irrt davor umher, ohne Ende.

Als Achill den alten Trojanerkönig vor sich auf den Knien sieht, staunt er wie alle, die anwesend sind. Priamos aber richtet nun flehend an den feindlichen Held die Worte:

*„Denk an den eigenen Vater, du göttergleicher Pelide, | der, gleich mir, schon steht an der traurigen Schwelle des Alters. | <...> | Gewiss doch, sobald er nur hört, du seiest am Leben, | freut er sich innig im Herzen und hofft von Tage zu Tage, | endlich den teuersten Sohn aus Troja kommen zu sehen. | Mich aber schlug das Geschick; denn ich zeugte die edelsten Söhne | rings in Troja, und keiner davon ist mir übriggeblieben. | <...> | Vielen davon hat der wütende Kriegsgott die Glieder gelockert. | Doch der mein einziger Sohn war, der allein die Stadt mir beschützte, | diesen erschlugst du mir jüngst, als er kämpfte fürs Land seiner Väter, | Hektor. Seinetwegen bin ich zu den Schiffen gekommen, | los ihn zu kaufen von dir mit unermesslichen Gaben. | Scheue dich doch vor den Göttern, Achilleus, erbarme dich meiner, | immer des Vaters gedenk; doch verdien ich noch größeres Mitleid! | Denn ich dulde, was nie noch ein Mensch auf Erden erduldet, | dass ich die Hände des Mannes, der die Söhne mir mordete, küsste.“*

(Ilias 24, 485-506; Übers. nach VOß-RUPÉ)



*Priamos im Zelt des Achill, F. Gani 1804, Faenza*

Priamos trifft in Achill eine weiche Stelle, da er an Peleus, seinen eigenen Vater, erinnert wird, dem er doch, wie ihm beschieden, nicht mehr lebend begegnen, der also ähnliches Leid wie der greise König vor ihm erdulden wird. Er fasst Priamos bei der Hand und beiden kommen die Tränen, der eine weint um seinen Sohn, der andere um seinen Vater. In der gemeinsamen Trauer bricht der Bann. Achill springt vom Sessel empor und zieht Priamos in die Höhe, „tief sich erbarmend des weißen Haupt und des weißen Kinnes“ (516). Am Helden kehrt sich unerwartet eine ganz andere Seite hervor. „Achill erkennt im Schicksal des Königs der Feinde das Los des eigenen Vaters, der ihn nicht wiedersehen wird. (...). Die gemeinsame Emotion wird zur gemeinsamen Erkenntnis der Gleichheit der Menschen im Leid.“ (Szlezak, 120). „In der Tat kommt es hier für Momente zu einem tieferen menschlichen Verstehen der beiden Gegner, die sich in ihrer Menschenwürde als Leidens- und Schicksalspartner anerkennen.“ (GÜNTER DIETZ, 191)

Homer entdeckt in den Abgründen der Seele selbst eines fürchterlich grausamen Kriegers eine helle Nische menschlicher Regung, wo Mitgefühl, Mitleid, Erbarmen wach werden, und die Bereitschaft, – entgegen dem eingefleischten Drang nach Mord und Vernichtung – Achtung und Ehrfurcht zu zeigen, Trost und Hilfe zu bieten. Achill ist fähig geworden zu Schonung, zu Mitleid und zur Versöhnung. Es ist der Zustand der „Hikesie“,

dass jemand – vor ihm erniedrigt – flehend etwas erbittet (wie Schutz, Hilfe, Gnade), der in ihm so etwas wie moralisches Empfinden wachruft. Der Grieche erfüllt dem greisen König seinen sehnlichsten Wunsch, ja hilft mit, den Leichnam zu bergen. Er lässt seine Mägde den im Dreck liegenden Toten waschen und salben und hebt ihn dann selbst mit auf den Wagen, so dass ihn sein Vater in die Stadt zurückbringen und ihn würdig begraben kann. Mit dieser „menschlichen Aussöhnung zwischen den Feinden“ (SZLEZAK, 119) endet die „Ilias“, nicht aber der Trojanische Krieg.

Welche Absicht liegt dieser Komposition zugrunde? Warum zeigt der „unglaublich unmenschliche“ Achill auf einmal so menschliche Züge. Ist die „Milde“ tatsächlich in seinem Wesen verankert? Oder handelt er nur, weil es ihm von den Göttern durch Vermittlung seiner Mutter Thetis geboten worden ist? Ist die Rückgabe des Leichnams gar nicht seine freie Entscheidung? In einer Welt, in der von den Höhen des Himmels herab die Vorgänge auf Erden gesteuert werden, bleibt dem freien Willen des Menschen womöglich kein Spielraum. Doch gilt es zu bedenken: Auch wenn ein Gott eine Entscheidung anregt, ist doch die Entscheidung die des Menschen selbst. Der Mensch erscheint immer auch als „unbewusster Mitgestalter seines Schicksals“ (WERNER JAEGER, 80). Die mit höchster Eindringlichkeit geschilderte

Begegnung zwischen Achill und Priamos, ihre gemeinsame Trauer um Vater bzw. Sohn, lassen spüren, dass der griechische Held letztlich aus eigenem Antrieb handelt. Es liegt in seiner persönlichen Verantwortung, dass er den Todfeind achtet und für den Toten die letzte Ehre zulässt (s. auch Szlezak, 119ff.).

Die erste Dichtung am Anfang unserer Geschichte endet in einer Situation, in der im Krieg der bis dahin exzessiv unmenschliche Hauptheld ein Verhalten zeigt, dessen Merkmale ihn als menschlich ausweisen: Erbarmen, Milde, Trost, Ehrfurcht, Mitleiden, Hilfsbereitschaft sind, wie wir eingangs feststellten, Wesenszüge, die Menschlichkeit begründen. Mitten im Krieg begegnen sich zwei Kriegsmänner in führender Stellung human, ohne allen Vorbehalt. An Achilles, dem unmenschlichen, menschlichen Held wird einsichtig, dass Menschlichkeit und Krieg keine unvereinbaren Größen zu sein scheinen. Der „Konflikt“ zwischen beiden „Wertkomplexen“ gehört offensichtlich zu den Urerfahrungen des Menschen. Zumindest in der Phantasie des Dichters erscheint eine Lösung dieses „Konflikts“ denkbar, sie wird als eine auch in der historischen Realität für möglich gehaltene Disposition des Menschen dargestellt.

Was hier im Mythos geschieht, markiert einen zauberhaften Moment der Menschheitsgeschichte: die Entdeckung der Menschlichkeit – ohne Zweifel auch oder gerade sie ein „Wunder des Ursprungs“ (ALBERT VON SCHIRNDING), deren nicht wenige sich bei den Griechen ereignet haben (3ff.). Die Fiktion der „Ilias“ belebt und beeinflusst von Anfang den westlichen Kulturkreis. Was hier in einem anrührenden Geschehen in Szene gesetzt wird, ist, wie THOMAS A. SZLEZAK (121) mit Recht feststellt, „von grundlegender humaner Bedeutung“. Ob es allerdings wegweisend oder gar prägend für Europa geworden ist, bleibt zu fragen. Ja, muss es nicht entschieden in Frage gestellt werden?

## **2. Aeneas, der tragisch unmenschliche Held**

Schon die Römer geben auf diese Frage eine unmissverständliche Antwort. Gegeben wird sie im literarischen Gegenstück zur „Ilias“, in Roms Heldenepos „Aeneis“, das vom Dichter

VERGIL etwa 19 v. Chr. unter Kaiser AUGUSTUS veröffentlicht worden ist. In diesem „europäischen Grundtext“ „wird die Erde zur Bühne der Waffentaten und der Geschichte“ (MICHAEL V. ALBRECHT). Ihr Inhalt schließt unmittelbar an das Geschehen des griechischen Großepos an, da sie von der Zerstörung Trojas und dem Ende des Königshauses ausgehend die Geschichte und Geschehnisse des Aeneas darstellt. Er ist Abkömmling des trojanischen Herrscherhauses; er konnte aus der brennenden Stadt entkommen, verlor freilich dabei seine Frau. Mit dem greisen Vater Anchises auf den Schultern und dem kleinen Sohn Askanios an der Hand macht er sich auf die Flucht; so zum Symbol des von Kriegsnot und Vertreibung gepeinigten Menschen geworden, zieht er in eine ungewisse Zukunft nach Westen, auf der Suche nach einer neuen Heimat für sich und den Rest der mit ihm fliehenden Trojaner. In Italien wird er sie finden.

Vergils „Aeneis“ handelt von diesem Geschehen. An ihrem Ende steht auch hier ein Zweikampf, allerdings ohne ein das Finale – wie in der „Ilias“ – prägendes Nachspiel. Nach langem Krieg stehen sich am Ende Aeneas und Turnus in einem schrecklich grausamen Kampf gegenüber, auch hier ist persönliche Rache mit im Spiel. Wie ist es dazu gekommen? Nach langer Irrfahrt sind die Trojaner über Sizilien und Karthago zum italienischen Festland gelangt. Nicht eine Stadt wollen sie zerstören, sondern ein Land für sich erobern. Dort soll das neue Troja erstehen. Auch dieser Rest der Trojaner ist von den Göttern, die sich droben am Olymp ihre Wege streiten, beschützt oder bedroht. Venus als die Mutter des Aeneas steht auf der Seite der Trojaner, Juno, Jupiters Frau, ist ihr Feind.

Aeneas' Vater Anchises ist auf der Flucht längst gestorben. Ihn trifft der Sohn wieder als Schattengestalt in der Unterwelt, in die dem Helden unter Führung der Seherin Sibylle hinabzusteigen gestattet ist. Aus dem Mund seines Vaters erhält Aeneas dort die Prophezeiung auf eine große Zukunft, die in Jupiters Planung für den Flüchtling aus Troja vorgesehen ist. Der oberste Gott hat schon längst Aeneas' Mutter Venus zugesagt, dass „nach Beschluss der Götter“ einmal ihrem Sohn und seinem Geschlecht „eine Herrschaft ohne



Ende und Grenzen“ (*imperium sine fine* I 278f.) beschieden sei. An diesem „höheren Wissen“, das Sterbliche nicht kennen, lässt nun der verstorbene Vater den Aeneas bruchstückhaft teilhaben. Er zeigt ihm nicht nur die lange Reihe von Roms zukünftigen Herrschern bis hin zu Kaiser Augustus auf, er teilt ihm auch unmissverständlich den an den Römer gerichteten Herrschaftsauftrag mit: Andere Völker mögen Künste aller Art trefflicher ausüben: „*Du aber Römer, gedenk, die Völker durch Herrschaft zu lenken – | das wird deine Kunst sein – und dem Frieden Gesittung zu geben, | Unterworfenen zu schonen und niederkämpfen die Stolzen.*“ – *Tu regere imperio populos, Romane, memento – | hae tibi erunt artes – pacique imponere morem, | parcere subiectis et debellare superbos.* (Aeneis VI 851- 853)

In diesem imperialen Programm, das von den Göttern sanktioniert ist, solle nach dem Willen des Vaters Anchises auch Aeneas seine Rolle übernehmen.

Und er übernimmt sie. In der zweiten Hälfte der „Aeneis“, dem Kriegsteil des Werkes, prallen die trojanischen Ankömmlinge und die italischen Einwohner in voller Wucht feindlich aufeinander. Als nämlich Aeneas mit den Seinen an der Mündung des Tibers landet, gewährt ihm zwar zunächst Latinus, der König der Latiner, des dort herrschenden Volkes, Gastfreundschaft an und bietet ihm seine Tochter Lavinia zur Frau. Doch dagegen setzt sich deren Verlobter, der Rutulerfürst Turnus zur Wehr. Von Juno, der Trojanerhasserin unterstützt, sammelt er mächtige Scharen zum Widerstand gegen die Fremden. „Der gottlose Furor des Krieges“ beginnt auf der Stelle „mit blutigem Gesicht schaurig zu brüllen“. Die Gräueltaten und Schrecken des Kampfes steigern sich von Exzess zu Exzess. Turnus, ein wilder Krieger, wütet durch die Reihen der Feinde, er tötet brutal, gnadenlos den jungen Pallas, den Freund und Kampfgefährten des Aeneas. Der Rachedanke bringt den Trojaner zur Weißglut. Er tötet seinerseits zu Ehren des Gefallenen reihenweise junge Männer des Gegners erbarmungslos und mit unmenschlicher Grausamkeit. Niederhauen, Gemetzel, Morden und Töten sind Begriffe, die vorherrschend im Text das Kriegsgeschehen beschreiben.

Dies nun ist die Fakten- und Gefühlslage, als sich beide, Turnus und Aeneas, am Ende zum Zweikampf entscheiden. Es geht dabei um die Zukunft der Trojaner. Sein Ausgang besiegelt Roms künftiges Schicksal. Das gilt es zu bedenken. Beide Kämpfer stehen sich, vor den Augen ihrer Anhängerscharen, in Wurfweite gegenüber, provozieren sich mit scharfzüngigen Worten. Turnus, ein kraftstrotzender Bursche, packt ein Stück Felsen, den kaum zwölf Männer zu heben vermögen, läuft an und schleudert ihn in Richtung des Gegners. Spürend jedoch, dass von höherer Macht seine Glieder gelähmt sind, verfehlt er sein Ziel. Gegen ihn schwingt sofort Aeneas seine tödliche Waffe. Sein Speer schwirrt, wie von einem Mauergeschütz geschleudert, wirbelnd und Unheil bringend durch die Luft und durchbohrt den oberen Schenkel des Feindes. Turnus stürzt, das Knie genickt, voll Wucht auf den Boden unter dem Aufschrei und Jammer seiner Rutuler-Genossen. Aeneas steht vor oder über ihm, seines Sieges nun sicher.

„*Turnus erhebt jetzt demütig flehend den Blick und die Hand zur | Bitte und spricht: „Ich hab’ es verdient und erbitte nicht Gnade. | Nütze dein Glück! Doch kann der Gedanke an meinen armen | Vater dich irgendwie rühren, so bitte ich, – war doch auch dir ein | solcher Vater Anchises – hab’ Mitleid mit Daunus, dem Greise, | gib mich oder – wenn lieber du willst – den des Lebens beraubten | Leib den Meinen! Du siegtest: mich sahn als Besiegten die Hände | heben die Ausoner: dein ist Lavinia nun als Gemahlin. | Weiter dringe nicht vor im Hass!“ Wild stand dort in Waffen | jetzt Aeneas, rollte die Augen, hemmte die Rechte: | mehr und mehr schon begann die Rede den Zögernden mild zu | stimmen, da blitzte zum Unglück das Wehrgehenk hoch auf der Schulter, | funkelte hell mit vertrauten Buckeln der Gürtel des jungen | Pallas, ihn hatte Turnus besiegt und mit tödlicher Wunde | niedergestreckt: nun trug er den feindlichen Schmuck auf der Schulter. | Als Aeneas dies Mahnmal des grimmigen Schmerzes, die Beute | nahe vor Augen sah, da rief er lodernd vor Wut und | schrecklich im Zorn: „Sollst du mir jetzt, mit den Waffen der Meinen | prunkend, entkommen? Pallas erschlägt dich hier mit dem Hiebe. | Pallas nimmt an deinem, des Frevlers, Blute nun Rache.“ | Also wütend stößt er tief sein Schwert in die Brust*

ihm, | dem aber sinken in Todeskälte die Glieder dahin, sein | Leben fährt, aufstöhnend, voll Unmut hinab zu den Schatten.“ (Aeneis 12, 938-952; Übers. nach M. und J. GÖTTE)

Dies ist die Schlusszene der „Aeneis“. Das gewaltige, auf zwölf Bücher angelegte Grosepos endet nicht mit einem pragmatischen Ergebnis, etwa der Gründung einer neuen Stadt, sie endet mit einem brutalen Akt, der Tötung des Feindes. Der Dichter hat es bewusst so gewollt. Ein exemplarischer Fall einer im Kriegsgeschehen nicht selten sich ergebenden Situation. Von hier aus erschließt sich das Verständnis des Werkes, doch ergibt sich hier auch eine Antwort auf die Frage, wie Krieg und Menschlichkeit zueinander passen.

Aeneas hat seinen Rivalen Turnus besiegt; der ist ihm wehrlos ausgeliefert. Am Boden liegend hebt er flehend (*humilis supplex*, 12,930) die Augen und die bittende Rechte; er bittet um

Gnade; er gesteht im Anblick der Rutuler und Latiner sowie der Trojaner die Niederlage ein und überlässt dem Sieger die Entscheidung über sein Leben. Worum er bittet, ist, Mitleid mit seinem Vater zu haben, dem er lebend oder zumindest sein Leichnam zurückgegeben werden soll. Lavinia, um die sozusagen als das Pfand für die zukünftige Herrschaft gekämpft worden ist, soll Aeneas als Frau gehören; weiter solle Aeneas, so Turnus' letzte Bitte, seinen Hass nicht ausdehnen! Turnus' Lage schildert, wie NIKLAS HOLZBERG (206) mit Recht meint, Vergil „so einfühlsam, dass man sich als Leser schwerlich des Mitleids für den Rutuler erwehren kann“. Diese Szene ist ganz offensichtlich ein Fall der „Hikesie“. Der am Boden Liegende ergibt sich durch Erheben der Hände. Im Römischen wird diese Geste als *editio in fidem* verstanden: als „das Sich-Vertrauensvoll-Ergeben in den Schutz“ des Siegers.

*Aeneas und Turnus im Zweikampf – Giordano Luca 1688, Madrid*



Turnus ist ein Unterworfener, der um Schonung bittet und diese erwarten darf. Mit einer Aufdringlichkeit, die wohl kaum zu überbieten ist, verweist diese Szene auf jene Situation, in der dem Aeneas eine derartige moralische Konstellation gewissermaßen in ihrer allgemeingültigen Verbindlichkeit bewusst gemacht wird: im ‚Gebot‘ des Vaters Anchises an den Römer: „zu schonen die Unterworfenen und niederzukämpfen die Stolzen (*parcere subiectis et debellare superbos*, VI 853), ein Gebot, von dem sich gewiss auch schon er, Aeneas, als der, der die römische Geschichte in Gang zu bringen hat, betroffen fühlen muss. Die Du-Anrede durch Anchises „Du, Römer, gedenke ...!“ (*Tu ... Romane, memento*, VI 851) gilt auch dem Hauptakteur des Epos, Aeneas. Wenn der Sohn sozusagen das *alter ego* seines Vaters darstellt (HANS JÜRGEN TSCHIEDEL, 151), so muss das väterliche Gebot wie sein moralisches Gewissen in ihm wirksam sein (vgl. dazu WERNER SUERBAUM, I, 52ff.; ADOLF PRIMMER, 94).

Wie aber entscheidet sich Aeneas? Wild steht er da in seinen Waffen; er rollt die Augen und hält die Rechte mit Mühe zurück. Schon hat die Rede des Turnus den Zögernden milde zu stimmen begonnen, als ihm plötzlich das Wehrgehänge des Pallas an Turnus' Schultern zu Gesicht kommt und ihn der rasende Zorn zum Todesstoß hinreißt. Die Szene ist auf des Messers Schneide gebracht; im Moment des Zögerns soll zu spüren sein, wie sich in Aeneas das Gebot des Vaters sozusagen als Stimme des Gewissens aktiviert, wie menschliches Empfinden in ihm wach wird; die namentliche Nennung des Vaters durch Turnus kurz zuvor („auch du hattest einen solchen Vater Anchises“ – *fuit et tibi talis Anchises genitor* 12, 934f.) stellt ja verstärkt diese Beziehung zum Vater her. Man spürt, wie der Sohn unmittelbar davorsteht, sich dem von innen kommenden Appell des Vaters zu fügen, wie sich aber ein anderes Motiv vordrängt und den moralischen Impetus zur Schonung abblockt. Das Motiv ist die Rache für den Freund Pallas. Dieser tötet durch ihn, Aeneas, mitleidlos den wehrlosen, schutzwürdigen Feind. Von den Furien erfasst und schrecklich im Zorn bohrt er dem Turnus das Schwert in die Brust. Dessen Seele ist darüber

empört (*indignata*), als sie hinab in das Reich der Schatten verschwindet.

Empörung worüber? Weil Aeneas dem geschlagenen „Stolzen“ die gebotene Schonung versagt, den besiegten Feind, der am Boden liegt und sich ergibt, abschlachtet – aus Rache für den getöteten Sohn eines Freundes? Sein Gewissen drängt ihn zur Zurückhaltung. Er ist nahe daran, sich menschlich, im Sinne von menschenwürdig zu verhalten. Doch er lässt sich abrupt zur unmenschlichen Tat fortreißen. Die „Aeneis“ endet ohne eine Geste der Versöhnung. „Aeneas, der gnadenlose, unerbittliche Rächer“ wirkt „als bewusste Wahl durch den Dichter“ (WERNER SUERBAUM, II 66). Zu Art und Ziel dieses Krieges passt Menschlichkeit nicht. Turnus musste sterben, damit die Zukunft Roms sich erfüllte. Der Trojaner steht im Dienst eines hohen, ja göttlichen Auftrages, der ihn womöglich nicht so sein lässt, wie er sein kann und sein will. Längst hat er gestanden „*Italiam non sponte sequor*“ (IV 361). Es ist eine nationale Pflicht, der sich Aeneas unterworfen fühlt.

Ein Krieg, der nach den „Gesetzen“ einer politischen Idee geführt wird, der sich von einer daraus abgeleiteten Ideologie her begründet, nimmt seine Führer so in Bann, ja so in Zwang, dass in ihnen für Menschlichkeit kein Spielraum bleibt. Weil Rom als das neue Troja einmal erstehen soll, darf Aeneas nicht menschlich sein; das ist sein Schicksal. Darin liegt der große Unterschied zwischen der „Ilias“ und der „Aeneis“. Erstere bleibt ein Heldenepos mit ergreifenden persönlichen Schicksalen, ohne den Überbau einer von den Göttern gewollten neuen politischen Ordnung. Letztere versteht sich als das Nationalepos der Römer, das die von höherer Macht vorgesehene Entstehung des Imperium Romanum von seinen Uranfängen her vorführen und legitimieren soll.

Achill ist ein in seinen Leidenschaften sich maßlos austobender Held, doch er bleibt eine individuelle Gestalt, der auch Züge von Menschlichkeit zeigt, in der den Hörer oder Leser tief ergreifenden Begegnung mit Priamos, dem Führer der Feinde. Achill ist als Held unmenschlich und menschlich zugleich, er ist authentisch. Aeneas dagegen zeigt sich als Held, der seine



persönliche Art, sein durchaus auf die Äußerung menschlicher Gefühle angelegtes Wesen zugunsten einer überindividuellen Idee verdrängt, der sein eigenes Glück hinter dem Wohl seines Volkes zurückstellt. Er handelt nicht aus freiem Willen.

Er ist Vollstrecker eines Schicksalsauftrages. Aeneas ist die Projektionsgestalt der national-römischen Sehnsucht – nach einem Urvater, einem Ahnherrn, verehrt als Nationalheld. Lange hat man in ihm den Krieger gesehen, der triumphierend seinen Fuß auf den getöteten Feind stellt. Das Rachemotiv steht im Dienst des höheren Zieles, der Racheakt ist für den zeitgenössischen Leser Ausdruck römischen Heldentums, er befriedigt den römischen Erfolgswillen. Eine neuere Deutung sieht Aeneas als gespaltene Person – schon VICTOR PÖSCHL (355) spricht von der „Zwiespältigkeit seines Wesens“ –, gespalten zwischen dem, was er sein will, und dem, was er sein soll, und der an dieser inneren Zerrissenheit leidet.



*Aeneas und Turnus, Barry Moser 1981*

Nach diesem Verständnis erscheint Aeneas am Ende als Anti-Held, der sich müde und niedergedrückt von der Last seines höheren Auftrags auf das in die Brust des Turnus versenkte Schwert stützt. „Nicht mehr Zorn und Wut beherrschen diesen Mann, nur noch Erschöpfung“ (Suerbaum, I 362). Seine Existenz ist von Tragik bestimmt, Aeneas ist der tragisch-unmenschliche Held. Der Amerikaner BARRY MOSER hat ihn so 1981 ins Bild gebracht. Die „Ilias“ endet mit einer staunend aufgenommenen Geste der Menschlichkeit, die „Aeneis“ mit einem voller Empörung erlittenen Akt der Unmenschlichkeit. Der Entdeckung der Menschlichkeit bei Achill steht deren Nichtbeachtung bei Aeneas gegenüber. Das eine ereignet sich im Kampf um Troja zur Wiedergewinnung einer entführten Frau, das andere im Krieg um die Zukunft Roms und seine imperiale Führung der Welt.

### **3. Wahrheit des Mythos – Wirklichkeit der Geschichte**

Kriege, sofern sie um Gewinn, Erhaltung, Erweiterung von Macht und Herrschaftsraum geführt werden, also sog. Eroberungskriege, bieten ihren Führern und deren Adjutanten keinen Raum für Menschlichkeit. Krieg und Menschlichkeit passen da nicht zueinander. Im neusten Dokument einer bildhaften Deutung der Aeneis-Schlusszene herrscht deshalb wieder der Aspekt einer



grausamen Bestialität vor; wie das Entsetzen erregende Bild von PHILIPP SEGERAL 1994 zeigt. Das Problem des Themas stellt sich so in der Fiktion der Dichtung dar. Entspricht die Erfahrung eines weisen Dichters jedoch auch der historischen Realität? Von Vergils „Aeneis“ aus ergibt sich eine Antwort darauf. Der heroische Held des Nationalepos der Römer „präfiguriert“ nach allgemeiner Auffassung den Herrscher AUGUSTUS. Aeneas ist gewissermaßen der mythische „Vorläufer“, die bildhafte Vorgabe des zukünftigen Kaisers, er weist auf die Erfüllung der für Rom schicksalhaften Bestimmung in Augustus hin. Und dieser Augustus war Aeneas in seinem Verhältnis zur Menschlichkeit nicht unähnlich. Als er im Kampf um seine Vormachtstellung im Staat, um sein Prinzipat, die Gegner der Reihe nach ausschaltete, erwies er sich als brutaler, erbarmungsloser Krieger. Seine Greuelthat von Perusia 41 v. Chr. wird heute von den meisten Forschern für historisch gehalten (vgl. JOCHEN BLEICKEN, 711). Auf die Frage, was mit den etwa 300 gefangenen Adligen der italischen Stadt Perusia, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben haben, geschehen sollte, war seine grausame Antwort: „Sterben sollen sie.“ Sie wurden gnadenlos abgeschlachtet – womit Augustus „alle Grundsätze der Menschlichkeit verleugnete“ (HERMANN BENGTON, 37f.). Kaum anders verhielt er sich allen gegenüber, die ihm auf dem Weg zum Gipfel der Macht im Wege standen.

Turnus, Aeneas' schwierigster Gegner, musste fallen für das künftige Rom, ANTONIUS, Augustus' größter Feind im Inneren, für das künftige Prinzipat, das römische Kaisertum. Diese dunkle Stelle im Bild des Augustus, der nach Beseitigung seiner Rivalen im Bürgerkrieg – nach Stabilisierung des Großreiches im Innern und nach Außen – allseits zum „Friedenskaiser“ stilisiert worden ist, blieb freilich dauerhaft ungetilgt. Der Historiker TACITUS hat den lange Gefeierten nach knapp 100 Jahren in seiner „Totenrede“ schonungslos entzaubert, indem er nachdrücklich seine unmenschlichen Züge hervorkehrt. Durch ihn wird der erste Kaiser Roms und Europas „zur fragwürdigen Figur gemacht“ (FRIEDRICH KLINGNER, 515). Tacitus „lässt keinen Zweifel daran, dass das römische Kaisertum seinen

Ursprung keinem frommen Stifter verdankt“ (ERNST KORNE MANN, 13). Die kühle Logik der Macht lässt eben Menschlichkeit nicht zu.

Augustus war nicht das erste Beispiel dafür, aber als erster Kaiser der Römer das für Europa prägende. KARL DER GROßE, der nach seiner Krönung zum Kaiser 800 n. Chr. in Rom den Ehrentitel „Augustus“ erhalten, sich also in direkter Nachfolge zum Römer gesehen hat, kannte bei der Erweiterung seiner Reiches, „des Reiches Europa“ (*regnum Europae*) nach Osten hin kein Pardon; er wütete unmenschlich unter den Sachsen, die sich nicht zum Christentum bekehren lassen wollten – deshalb als „Sachsenschlächter“ berüchtigt. Auch den Adel der Hunnen in Ungarn rottete er unbarmherzig aus; das in diesem Krieg heimgesuchte Land an der unteren Donau wies danach „nicht einmal eine Spur mehr von menschlicher Bevölkerung“ (*ne vestigium quidem ... humanae habitationis*, EINHARD, *De vita Caroli Magni* 13) auf. Seine Ideologie der Macht stützt der Kaiser am Motiv ab, den Raum der Christenheit nach Osten hin zu erweitern. Im Titel und im Modus seiner Herrschaftsbegründung setzt der Urahn der Karolinger die römische Tradition fort.

NAPOLEON, der „Regisseur Europas“, im hohen Maße Verehrer des römischen Imperators CAESAR, war bei seinem ihn bis nach Moskau führenden Eroberungszug von der Idee besessen, den Kontinent unter Frankreichs Führung zu bringen – römischer Imperialismus in französischem Stil. „Der Kaiser versetzte dabei Europa in Angst und Schrecken und brachte Leid über viele Völker“ (so GIACOMO BIFFI, 22). Der Engländer LEWIS GOLDSMITZ (87) urteilte 1811 über Napoleon: „Nie hat man in einem Mann eine solche Kombination aus Grausamkeit, Tyrannei, Unverschämtheit, Lasterhaftigkeit, Luxus und Geiz gesehen wie in Napoleon.“ Das mag propagandistisch überzogen sein. Als historisch gesichert gilt jedoch: Im Denken dieses kriegswütigen Kaisers, für den „Soldaten zum Sterben gemacht“ seien (ADAM ZAMOYSKI 2012, 123), war Menschlichkeit keine relevante Größe. Im Gegenteil: Die Menschheit wurde durch ihn ihrer zivilisatorischen Hürden Schicht für Schicht entkleidet. Der Griff nach Europa wurde schon damals mit skrupelloser Machtgier angesetzt.

Das Grauen des Zweiten Weltkrieges hält den Eroberungsfanatismus eines ADOLF HITLER in nachhaltiger Erinnerung. Für diesen „Imperator“ (als Herrscher und Feldherr) und seine Sekundanten war der Krieg „der schärfste Ausleseprozess der Tüchtigsten mit reinem Blut“, so HEINRICH HIMMLER 1936 (in: POLIAKOW/WULF, 24). Die nationalsozialistische Ideologie nahm ihre Anhänger so in Beschlag, dass sie Menschlichkeit und alle ihre Parameter wie Mitleid, Toleranz, Erbarmen, Versöhnung, Gnade verachteten, geradezu als kontraproduktiv zu ihrem Programm der Bewährung der arischen Rasse und der heldenhaften Tüchtigkeit ansahen. Das mit Rachedgedanken unterlegte Macht- und Herrschaftsstreben einer diktatorischen Clique, das eine ganze Nation in Kriegsrausch versetzte, war sogar über die Grenzen Europas hinaus gerichtet, brachte freilich überall Millionen von Menschen Tod und Verwüstung. Anfängliches Staunen über Heldentum an den Fronten wich bald purem Entsetzen über die Bestialität der Krieger. „Verlust der Menschlichkeit“ (ALAIN FINKIELKRAUT, 1998) ist nur eine schwache Formel zur Bezeichnung der Katastrophe dieses Weltkrieges. „Triumph der Unmenschlichkeit“ wäre die treffendere.

Welche Folgerungen ergeben sich aus einer solchen Untersuchung? Etwa die: Wo Menschen von einer übergreifenden Ideologie, also von einem Rechtfertigungs- und Überzeugungsprogramm erfasst oder gar besessen sind, das auf rigorosen Machtgewinn, auf Herrschaft und Eroberung gerichtet ist, ist Menschlichkeit als Verhaltensform überhaupt nicht vorstellbar. Ideologien berauschen die Massen. Sie machen deren Führer stur, hart und unerbittlich. Ihnen geht es um das große Ganze, um den Sieg, um die Demonstration der Überlegenheit, der eigenen, der Rasse oder der Volkes. Einzelschicksale stehen nicht im Kalkül solcher Leute.

Nur bei Menschen, die sich nicht von „höherer Bestimmung“, gar „göttlichem Auftrag“ begeistern, verführen lassen, darf man anderes erwarten. Sie ziehen an die Fronten, weil ihnen bei Verweigerung die Todesstrafe angedroht ist oder weil sie ihre Heimat, ihren Besitz, ihre Angehörigen verteidigen müssen. Der Krieg ist ihnen

aufgezwungen. Bei solchen ereignen sich Gesten von Menschlichkeit in intimer Begegnung, von Mensch zu Mensch, von Krieger zu Krieger, auf engem Raum, wenn plötzlich persönliche Gefühle wach werden, Erinnerungen nachdenklich machen, wo sich Freund und Feind spontan gegenseitig als Menschen erkennen und anerkennen. „In der Polarnacht der Bestialität“ – so neuerdings der englische Forscher ZAMOYSKI in seinem Buch über Napoleons Krieg in Russland (2012) – „findet sich immer wieder auch der rührendste Edelmut, Hilfe, Wärme, Solidarität“. „Humanität“ geschah auch da nur bei „ungezählten Einzelnen und in kleinen Verbänden“ (213).

Nur in solchen Fällen wiederholt sich – „auf beiden Seiten der Front“ – jene große Geste der Menschlichkeit Achills, die sich uns in der „Ilias“, jenem Großwerk am Anfang unserer westlichen Kultur, erschlossen hat. Das ist gewiss keine beruhigende Erkenntnis. Die Menschheit muss sich mit der Erfahrung arrangieren, dass im Grunde Krieg und Menschlichkeit nicht zueinander passen. Gerade in den beiden Weltkriegen des vergangenen Jahrhunderts offenbarte es sich: Auch abseits der Front waren Mord und Totschlag millionenfach präsent – und eben die Bestialität. „Innerhalb der Geschichte der Unmenschlichkeit ist die Vorstellung einer vom *animal rationale* vergessenen Menschlichkeit gerade die abgründige Besonderheit des zwanzigsten Jahrhunderts.“ (Finkielkraut, 11)

#### **Anmerkung:**

\* Festvortrag anlässlich eines Jubiläums der Katholischen Erwachsenenbildung in München 2014.

#### **Verwendete Literatur:**

- Albrecht, M. v.: Geschichte der römischen Literatur Bd. 1, München/New Providence/London/Paris 1994.
- Bengtson, H.: Kaiser Augustus. Sein Leben und seine Zeit, München 1981.
- Biffi, G.: Starb Napoleon als gläubiger Christ? Bologna 2005.
- Bleicken, J.: Augustus. Eine Biographie, Berlin 2000
- Dietz, G.: Die Menschenwürde bei Homer. Vorträge und Aufsätze, Heidelberg 2000.
- Festl, E.: Neuaphorismen. Asaro-Verlag Sprakensehl 2000.



Finkielkraut, A.: Verlust der Menschlichkeit. Versuch über das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1988.

Fischer-Fabian, S.: Die Macht des Gewissens. Von Sokrates bis Sophie Scholl, München-Zürich 1987.

Goldsmith, L.: The Secret History of the Cabinet of Bonaparte, Paris 1811.

Gschnitzer, F.: Homer. In: Große Gestalten der griechischen Geschichte (hg. von K. Brodersen), München 1999, 12ff.

Holzberg, N.: Vergil. Der Dichter und sein Werk, München 2006.

Jaeger, W.: Paideia Bd. I, Berlin 1936, 38ff.

Klingner, F.: Tacitus über Augustus und Tiberius. In: Tacitus (hg. von V. Pöschl), Darmstadt 1969, 496ff.

Kornemann, E.: Augustus – Der Mann und sein Werk. In: Breslauer historische Forschung 1937, H. 4, 2ff.

Latacz, J.: Homer. Der erste Dichter des Abendlandes, München/Zürich 1989.

Lesky, A.: Geschichte der griechischen Literatur, Bern 1957/58, 26ff.

Ludin, W.: Quergedanken, Bollingen 1994.

Maier, F.: Das Gesicht des Krieges in Vergils „Aeneis“. In: Antike aktuell. Eine humanistische Mitgift für Europa, Bamberg 1995, 200ff.

Primmer, A.: Zu Thema und Erzählstruktur der Aeneis. In: WSt 14, 1980, 83-101.

Puliakow, L./Wulf, J.: Das Dritte Reich und seine Denker. Dokumente, Berlin 1959.

Schirnding, A. v.: Das Wunder des Ursprungs. Griechische Anfänge, München 1998.

Suerbaum, W. (I): Ein neuer Aeneis-Zyklus – darkness visible. In: In Klios und Kalliopes Diensten. Kleine Schriften Werner Suerbaum, Bamberg 1983, 346ff.

Ders. (II): Vergils Aeneis. Beiträge zu ihrer Rezeption in Geschichte und Gegenwart. AUXILIA 3, Bamberg 1981.

Szlezak, Th. A.: Homer oder die Geburt der abendländischen Dichtung, München 2012.

Zamoyski, A.: Napoleons Feldzug in Russland, München 2012.

FRIEDRICH MAIER, Puchheim bei München

## *Est enim eloquentia una quaedam de summis virtutibus.*

### **Tugend und Taktik in Ciceros Rede für Sex. Roscius Amerinus\***

#### **Einleitung**

Die Rede *Pro Sexto Roscio Amerino*,<sup>1</sup> gehalten im Jahr 80,<sup>2</sup> ist CICEROS erste Rede in einem Kriminalprozess, also einer *causa publica*. Ihre besondere Bedeutung erlangt sie jedoch dadurch, dass sie Einblick in das bedrückende Leben unter einer Diktatur gewährt und zugleich zeigt, wie es einem jungen mutigen Anwalt gelingt, einer korrupten und gewalttätigen Herrscherclique die Stirn zu bieten. Das jedenfalls ist das Bild, das die von Cicero selbst herausgegebene Rede der Nachwelt vermittelt. Sie ist unsere einzige Quelle zu dem Prozess gegen Sex. Roscius – eine Quelle, die von einem ehrgeizigen, am Prozess beteiligten Anwalt stammt, dem es einerseits um die Verteidigung seines Klienten, andererseits aber wohl auch um seine Karriere ging. Warum sonst hätte er die Rede veröffentlicht?

#### **Tathergang und Prozessverlauf**

Was war geschehen? Ein reicher Mann wurde ermordet, ein korrupter Politiker bemächtigte sich dessen Vermögens, der rechtmäßige Erbe wurde des Mordes angeklagt.

Formal ging es in dem Prozess darum, den des Vaternmords angeklagten Sextus Roscius gegen ebendiesen Vorwurf zu verteidigen. Cicero wählte eine Verteidigungsrede im *status coniecturalis*, d. h., er bestritt die Urheberschaft des Angeklagten an der Tat. Diese Vorgehensweise brachte es mit sich, dass er einerseits die Indizien, die gegen seinen Mandanten vorgebracht wurden, entkräftete, andererseits den Verdacht in eine andere Richtung lenken musste. Schließlich „braucht“ jede Leiche „ihren Mörder“,<sup>3</sup> und ein Beschuldigter lässt sich am besten dadurch entlasten, dass man einen anderen als Täter präsentiert oder in diesem Fall zwei, nämlich weitläufige Verwandte

des Angeklagten: T. ROSCIUS CAPITO und T. ROSCIUS MAGNUS.<sup>4</sup>

Nach außen sieht alles nach einem Mordprozess aus. Tatsächlich benennt Cicero jedoch – für den Gerichtshof offensichtlich überraschend – als wahres Motiv der Anklage den Versuch, dem Sohn des Ermordeten sein Erbteil zu entwenden. Der Mordprozess entpuppt sich als ein Manöver, mit dem ein rechtmäßiger Erbe um sein Vermögen gebracht werden soll. Der Vater des Sex. Roscius war einige Monate<sup>5</sup> nach dem 1. Juni 81 v. Chr., dem Schlusstermin für die Proskriptionen und Vermögensentziehungen, ermordet worden. Ein mächtiger Freigelassener und Günstling SULLAS, L. CORNELIUS CHRYSOGONUS, ergriff daraufhin die Gelegenheit, den Verstorbenen noch nachträglich in die eigentlich bereits geschlossenen Proskriptionslisten einzuschwärzen. Den Anspruch auf das beträchtliche Vermögen des nachträglich Geächteten, es handelte sich immerhin um Vermögenswerte im Umfang von 6 Millionen Sesterzen, erwarb er zu einem Spottpreis von 2000 Sesterzen. Diesen Umstand, sowohl die rückwirkende Proskription als auch die verwerfliche Selbstbereicherung des Chrysogonus, hatten die Ankläger verschwiegen. Das geht aus Ciceros entsprechenden Ausführungen im Proömium § 6 hervor. Hierin liegt zugleich das Unschulmäßige dieser Rede, dass nämlich ein wesentlicher Umstand, der der Entlastung des Angeklagten dienen kann, gleich zu Beginn der Rede in die Waagschale geworfen wird, der Verteidiger entgegen der üblichen Dramaturgie also ‚sein Pulver verschießt‘, bevor er die Zuhörer ‚aufgerauht‘ und sich gewogen gemacht hat. Anders ausgedrückt: Anstatt das wichtigste Argument gegen die Ankläger, nämlich deren versuchte Selbstbereicherung, am Höhepunkt als rhetorisches Feuerwerk zu zünden, setzt Cicero dieses Fortissimo gleich zu Beginn. Dazu bemerkt bereits RICHARD HEINZE: „Cicero wird in seiner ganzen langen Anwaltslaufbahn später selten wieder eine Wirkung erzielen haben wie damals, als er seine Rede für Roscius begann, als er, ohne noch des angeblichen Verbrechens mit einem Wort gedacht zu haben, den wahren Kern der Anklage enthüllte und die Aufforderung des Gegenanwalts ERUCIUS<sup>6</sup> zur Verurteilung des Roscius, die soeben verklungen

war, in die Sprache der geheimen Gedanken des Chrysogonus übersetzte.“<sup>7</sup> Mit anderen Worten: Er hat den Geschworenen die Augen geöffnet, ihnen klar gemacht, dass sie von den Anklägern hinters Licht geführt worden waren, dass sie in einem vermeintlichen Mordprozess urteilen sollten, in dem es in Wahrheit darum ging, den rechtmäßigen Erben auszuschalten. Das war äußerst geschickt, denn die Geschworenen, die glaubten, auf einmal klar zu sehen, ließen sich anschließend um so leichter in die gewünschte Richtung lenken.<sup>8</sup> Die Gegenseite hatte ihr Vertrauen verspielt.

Spricht Cicero die Wahrheit, hatte Chrysogonus bzw. sein gedungener Ankläger Erucius tatsächlich die Proskription verschwiegen? Davon müssen wir ausgehen, denn sonst könnte Cicero solches nicht behaupten, ohne sich lächerlich zu machen. Wir halten also fest: Die Gegner hatten einen erstaunlichen Fehler begangen, und Cicero schlachtet diesen zu seinen Gunsten aus. Warum hatten die Ankläger die Proskription nicht erwähnt? Glaubten Sie tatsächlich, diesen Tatbestand unter der Decke halten zu können, hofften sie im Ernst, niemand würde hinter die Kulissen schauen, oder steckt hinter dieser, wie WILFRIED STROH meint, absichtsvoll stümperhaften Anklage eine taktische Absicht?<sup>9</sup>

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die rekonstruierbaren Tatbestände: Sex. Roscius Vater, also der Erblasser, war auf dem Heimweg von einem Gastmahl ermordet worden. Über die Hintergründe der Tat und insbesondere die Täter wissen wir nichts. Vielleicht handelte es sich um einen gewöhnlichen Raubmord. Die Tat wurde, so berichtet Cicero, nicht als erstes dem Sohn als nächstem Angehörigen gemeldet, sondern einem gewissen T. Roscius Capito. Vier Tage später erfährt Chrysogonus davon, der sich im Gefolge Sullas in Volaterrae aufhielt. Der korrupte Paladin setzte den Toten daraufhin nachträglich, wie bereits erwähnt, auf die Proskriptionslisten. Cicero versucht in den §§ 20 und 21 der *Narratio* den Anschein zu erwecken, als sei all dies von langer Hand durch eben jenen Capito, einen *inimicus* des Ermordeten (§ 19), und T. Roscius Magnus, den Cicero dem Dunstkreis des Chrysogonus zurechnet, geplant gewesen: Cicero stellt den Vorgang als ein Mord-Komplott aus

Habsucht dar.<sup>10</sup> Wahrscheinlicher ist es aber, dass der Mordfall ‚passierte‘ und Capito und Magnus erst auf den Gedanken brachte, Kapital daraus zu schlagen und das anfallende Erbe in die eigene Richtung zu lenken, oder dass, wie Stroh<sup>11</sup> vermutet, Chrysogonus diese Idee hatte und Capito aus der Beute mit drei Gütern, *tria praedia vel nobilissima*, bestach (§ 21). So betrachtet wären Chrysogonus und seine Komplizen Capito und Magnus keine Mörder, sondern ‚nur‘ Trittbrettfahrer. Sie hätten die Gelegenheit, die sich aus dem Mord ergab, beim Schopfe gepackt. Damit wären sie immer noch des schweren Betrugs schuldig, aber eben nicht des Mordes.

Wäre es dagegen so gewesen, wie Cicero behauptet, hätten Capito und Magnus den Mord selbst ausgeführt, müsste man ihnen unterstellen, dass sie darauf vertrauten, den Namen des Sex. Roscius noch nach Überschreitung der Frist in die Proskriptionslisten einschwärzen zu können, sie mussten also auf die Komplizenschaft des Chrysogonus oder eines anderen Einflussreichen am ‚Hofe‘ Sullas rechnen. Bei einem solchen Tathergang hätten sie nicht einmal sicher sein können, an der Beute beteiligt zu werden, sondern mussten vielmehr selbst mit einer Mordanklage rechnen. Außerdem war der Ermordete zeit seines Lebens ein *nobilitatis fautor*, ein Anhänger der Senatsaristokratie, und zeigte nach Ciceros Angaben Freude über den Sieg Sullas; jedenfalls verkehrte er in Rom *frequens atque in foro et in ore omnium cotidie* (§ 16): Letzteres hätte jemand, der mit Proskription rechnen musste, nie und nimmer getan. Sex. Roscius Vater war also gewiss kein erklärter Sulla-Gegner und somit auch kein natürlicher Aspirant für die Proskriptionslisten. Das bedeutet: Sowohl der Zeitpunkt des Mordes nach dem 1. Juni 81 als auch die Person des Ermordeten, eines mutmaßlicher Sullafreundes, als auch der Handlungsspielraum der vergleichsweise kleinen Lichter Capito und Magnus sprechen gegen diese beiden als Täter und lassen sie eher in der Rolle skrupelloser Gewinnler erscheinen. Im Lichte der Tatsachen ist Ciceros These vom Mordkomplott reichlich unwahrscheinlich.

Wie kam es aber überhaupt zu der Mordanklage gegen Sex. Roscius, den Sohn und rechtmäßigen Erben? Wieso hielt es Chrysogonus, der Hauptpro-

fitteur, für angezeigt, den berufsmäßigen Ankläger Erucius mit der Klage zu beauftragen? Konnte er nicht einfach die Beute einstreichen und die Sache auf sich beruhen lassen? Offenbar hatte man die Hartnäckigkeit des betrogenen Erben bei der Verteidigung der eigenen Interessen unterschätzt. Sex. Roscius *filius* floh nach Rom und sicherte sich die Fürsprache einflussreicher Gönner seiner Familie (§ 27).<sup>12</sup> Kurzum, er setzte den Usurpatoren zu und wurde lästig. Um ihn auszuschalten, bezichtigte man ihn kurzerhand des Mordes an seinem Vater. Die Indizien, die gegen ihn vorgebracht wurden, scheinen eher schwach gewesen zu sein. Allerdings kennen wir sie nur aus dem Referat Ciceros, der sie im Rahmen der *Refutatio* zitiert und dabei natürlich tendenziös herunterspielt.<sup>13</sup> Von Entfremdung zwischen Vater und Sohn ist die Rede (§§ 40f.) und der Absicht des Erblassers, den Sohn zu enterben (§§ 52-54 und 58). Einer drohenden Testamentsänderung sei der Sohn durch Vätermord zugekommen.<sup>14</sup> Wir können die Substanz dieses unterstellten Mordmotivs nicht mehr überprüfen.<sup>15</sup>

Unbestreitbar sind aber zwei Dinge: 1) Die Ankläger haben ihre Sache dadurch geschwächt, dass sie sich an dem Fall persönlich bereicherten und dies auch noch zu vertuschen versuchten; 2) Mordanklage und Proskription schließen sich eigentlich aus. Entweder der Vater des Sex. Roscius war proskribiert und also vogelfrei, dann stellte seine Tötung kein Delikt dar, konnte sein Mörder, wer auch immer es war, nicht vor Gericht gestellt werden, oder aber der Ermordete war im vollen Genuss seiner bürgerlichen Rechte, dann durfte sein Vermögen nicht eingezogen werden.<sup>16</sup> Es hat also den Anschein, als sei die Mordanklage gegen den Sohn inszeniert worden, als der freche, aber nicht besonders durchdachte Plan der Proskription im Nachgang zu scheitern drohte. Anders ausgedrückt, der Mordprozess gegen Sex. Roscius ist ein schlampiger Plan B, der von Chrysogonus ins Werk gesetzt wurde, als eine unvorhergesehene Schwierigkeit in Gestalt eines selbstbewussten Erben auftrat. Der Mordprozess sollte Sex. Roscius einschüchtern. Es kam den Anklägern nicht auf juristische Stimmigkeit an, sondern auf den Aufbau einer Drohkulisse.



Eigentlich brauchte Cicero nur auf die Widersprüchlichkeit der Mordklage hinzuweisen, um den Prozess in sich zusammenfallen zu lassen. Obwohl er seine Hörer in diese Richtung lenkt, geht er diesen Schritt aber nicht bis zur letzten Konsequenz. Vielmehr hebt er zu einer *anti-kategoria* an und beschuldigt nun im Gegenzug Capito und Roscius Magnus. Anders ausgedrückt: Einer auf tönernen Füßen stehenden Mordanklage begegnet Cicero mit einer ebenso gewagten Gegenanklage. Wozu diese Spiegelfechtere?

### **Einschränkung der Redefreiheit unter einer Diktatur**

Hier wird offensichtlich, dass Cicero nicht so offen agieren konnte, wie er es vielleicht gewollt hätte. Als Chrysogonus und seine Helfer ihren Plan ausheckten, sahen sie richtig voraus, dass sich aus der Aristokratie niemand finden würde, der ihnen entgegenträte. Zu groß war die Angst, sich mit Sulla und den Seinen anzulegen. Dies umso mehr, als man davon ausgehen muss, dass unter den Geschworenen genügend Parteigänger Sullas waren, die ihrerseits von den Proskriptionen profitiert und folglich keinerlei Interesse hatten, diese Praxis öffentlich anzuprangern. Auch hätte, wie Heinze zu Recht bemerkt,<sup>17</sup> der Auftritt einer namhaften Persönlichkeit gegen Sulla „unbedingt den Charakter einer politischen Aktion“ angenommen. Diese Untiefen vermochte allenfalls jemand zu umschiffen, der als ‚unbeschriebenes Blatt‘ im Schutze der Unbekanntheit agieren konnte. Cicero selbst weist in wünschenswerter Deutlichkeit eben darauf hin, indem er zu Beginn der Rede seine Unerfahrenheit (*nondum ad rem publicam accessi*) und Naivität (*ignosci adulescentiae meae*) herausstellt und darauf abhebt, dass Amtsträger *salvo officio* einen solchen Fall vielleicht gar nicht übernehmen könnten (§§ 3f.). Wenn FUHRMANN schreibt: „Zwar mochte kein Angehöriger des Adels sich selbst des heiklen Falles annehmen; man sorgte jedoch durch die Anwaltschaft Ciceros für hinlänglichen Schutz“,<sup>18</sup> so schwingt dabei die sicher nicht ganz unberechtigte Vermutung mit, dass Cicero nicht nur mit stillschweigender Billigung, sondern sogar mit dem Wohlwollen mächtiger Kreise agierte, die Rollen also so verteilt waren, dass Cicero mit

jugendlicher Forschheit aussprach, was Etablierte sich nicht getrauten. Cicero gab sozusagen den Minenhund ab, der sondierte, wie weit man gegen Sullas Entourage gehen konnte. Ein offener Angriff auf das Proskriptionsunwesen war freilich, um im Bild zu bleiben, eine Tretmine, der er tunlichst auswich.

Statt dessen wird immer wieder auf Ciceros Taktik verwiesen, einen Keil zwischen Sulla und Chrysogonus zu treiben. Er trennt den Diktator von seinem Paladin, nach dem Stil ‚Wenn das der Führer wüsste‘.<sup>19</sup> Er geht noch weiter indem er darlegt, sogar das Regiment des Adels lasse sich nur behaupten, wenn Kreaturen wie Chrysogonus das Handwerk gelegt werde.<sup>20</sup> In § 22 findet sich zwar eine ziemlich unerträgliche Huldigung an Sulla, zugleich wagt es Cicero aber auch, darüber zu rasonieren, dass dessen sich im Beinamen manifestierende *felicitas* durch die Umtriebe seiner *satellites* ernsthaft gefährdet sei. Cicero versteckt in der Schmeichelei gegenüber Sulla eine Warnung, die sich freilich nicht auf diesen selbst, sondern dessen Untergebene bezieht.

Wie heikel der Umgang mit Sulla in diesem Fall war, zeigt sich an der Gesandtschaft der Ameriner zu L. Sulla. In der Heimat des Ermordeten herrschte solche Empörung über den Vorfall, dass man an höchstem Ort vorstellig wurde (§ 25).<sup>21</sup> Doch Chrysogonus vermochte es, Sulla von den Bittstellern abzuschirmen und die Angelegenheit zu verschleppen. Kurz, die Gesandtschaft drang zum allmächtigen Diktator gar nicht durch. Zu den Abgesandten der Ameriner gehörte auch Capito, der vorgeblich im Interesse des Sex. Roscius handelte, tatsächlich aber in die eigene Tasche wirtschaftete. Erstaunlich ist nun, dass Cicero von der zehnköpfigen Abordnung der Ameriner niemanden als Zeugen aussagen ließ. Wenn sich alles so zugetragen hat, wie er behauptet, hätte er kaum überzeugendere Fürsprecher der Verteidigung präsentieren können. Waren sie, entgegen Ciceros Behauptung, vielleicht doch bis zu Sulla vorgedrungen? Hatte dieser die *homines antiqui*, die betulich auftretenden Landbewohner (§ 26), wie Cicero die Ameriner mit jovialer Herablassung nennt, vielleicht kurzerhand abgefertigt oder sich gar hinter Chrysogonus gestellt? Man muss diese

Möglichkeit in Betracht ziehen.<sup>22</sup> In diesem Fall wäre ihre Aussage schädlich gewesen, hätte sie doch die Isolierung des Chrysogonus von seinem Meister unglaubwürdig gemacht. Doch auch die Gegenseite konnte kein Interesse an der Anhörung dieser Zeugen haben, denn sie hatte ja die *venditio bonorum* unter dem Titel der Proskriptionsgesetze von vornherein ausgeblendet, und sie konnten auch kaum einen Sulla als Komplizen eines Schurken vom Schlage des Chrysogonus bloßstellen, selbst wenn es den Tatsachen entsprochen hätte. Selbst wenn Sulla Chrysogonus' Vorgehen ausdrücklich gebilligt haben sollte, hätte er sich gewiss nicht in der Öffentlichkeit als Handlanger seines Handlangers vorführen lassen.

### Strategie der Anklage

Der Strafprozess gegen Sex. Roscius erweist sich bei genauerem Hinsehen seitens der Ankläger als rabiater Notausstieg aus einer Intrige, die den Intriganten selbst entglitt. Wäre Sex. Roscius dem Justizmord zum Opfer gefallen, so hätte sich vermutlich niemand mehr der Usurpation seines Vermögens durch Chrysogonus in den Weg gestellt, ist es doch fraglich, ob das nächste Familienmitglied in der Erbfolge das Risiko eingegangen wäre, gegen einen Sulla-Vertrauten, der sich als mächtig erwiesen hatte, aufzutreten. Rechtlich entbeherte Chrysogonus' Vorgehen freilich immer noch jeder Grundlage. Doch juristische Feinheiten pflegen in stürmischen Zeiten keine Rolle zu spielen. Solange der Stärkere sich durchzusetzen vermag, bleibt seine Position unangefochten.

Nachdem nun aber der dreiste Vermögensraub nicht mehr zu verheimlichen und im Prozess zur Sprache gekommen war, könnte Chrysogonus darauf spekulieren haben, dass Sex. Roscius, nur um seine schiere Haut zu retten, den Tatbestand der Proskription anerkannte und seinen Kopf eben mit dem Argument aus der Schlinge zog, dass die Tötung eines Geächteten eben kein Delikt im Sinne des Gesetzes ist, nach der Rechtsfigur: *si feci, iure feci*. Roscius wäre damit frei und außer Lebensgefahr, doch hätte er zugleich die Rechtsauffassung des Chrysogonus bestätigt, der Rechtmäßigkeit der Proskription zugestimmt und sein Erbe ein für alle Mal verwirkt. Dass Chryso-

gonus genau darauf spekulierete, dass das tumbe Landei Roscius in Todesgefahr es mit der Angst bekam und ihm, dem Mächtigen, nachgab, ist ziemlich naheliegend. Der Prozess dürfte also als Einschüchterungsmanöver geplant gewesen sein, bei dem Sex. Roscius sein Vermögen opferte, um sein Leben zu retten.

Sullas Proskriptionsgesetz unterschied zwei Tatbestände, die einen Vermögensentzug rechtfertigen. Diese erstreckten sich zum einen auf Personen, *qui proscripti sunt*, sowie auf diejenigen, *qui in adversariorum praesidiis occisi sunt*, also die in den Reihen der Gegner Gefallenen (§ 126).<sup>23</sup> In welche Klasse Sex. Roscius Vater fallen sollte, wird nicht ganz deutlich. Cicero äußert sich in § 127 dazu zweideutig, scheint aber der zweiten Klasse zuzuneigen.<sup>24</sup> Wäre es diese gewesen, so hätte der Sohn sich nicht einmal unmittelbare Schuld am Tod des Vaters zurechnen lassen müssen, sondern lediglich anerkannt, dass der Vater als Sulla-Gegner umgekommen war. Der Sohn wäre damit vom Ruch des Vatermordes und damit des Gesichtsverlustes befreit. Offenkundig hat also der berufsmäßige Ankläger Erucius seinem Prozessgegner bewusst ein großes Schlupfloch gelassen, durch das er entkommen, sein Leben und sogar seine bürgerliche Existenz retten konnte, freilich um den Preis seines Erbes. Womit Erucius und sein Auftraggeber nicht rechnen mussten, war, dass die ganze Wahrheit auf den Tisch kommt. Das hätte wohl die Proskriptionsgewinnler zum Widerstand herausgefordert, und zudem wagte niemand eine Diskussion zu entfachen, die die Rechtmäßigkeit der *venditiones bonorum* insgesamt in Frage stellte.<sup>25</sup> So ein Ansinnen wäre einer Revolution gleichgekommen. Das verhinderten Sulla und seine Waffen.<sup>26</sup>

### Strategie der Verteidigung

Cicero wählte deshalb einen anderen Weg: Er stellte die Wahrheit in den Raum, ohne sie *expressis verbis* auszusprechen. Er konterte die Mordanklage mit einer entsprechenden *antikategoria* gegen Capito und Magnus. Er lobte Sulla über den grünen Klee und malte dessen Paladin in den schwärzesten Farben. Und schließlich: Er machte Stimmung für seinen Klienten: Dem Ausbund an Bosheit, bestehend aus der Trias Capito-Ma-

gnus-Chrysogonus, stand der naiv harmlose Sex. Roscius gegenüber, dem es nur um Gerechtigkeit gehe. Die Raffgier der drei Schurken kontrastierte er mit dem vorgeblichen freiwilligen Verzicht des Millionenerben auf sein Eigentum. Der nicht anwesende, aber auch als Abwesender mächtig wirkende grundgütige Sulla wurde im Verlauf der Rede vom Vorgesetzten des Chrysogonus zum wahren Beschützer des Roscius.<sup>27</sup> Cicero hat sich äußerst geschmeidig den Zeitumständen angepasst und mit Mut und Geschick für seinen Klienten das Beste herausgeholt. Nur eine biographische Randbemerkung sei angefügt: Ob der triumphale Erfolg gegen einen Mächtigen des Regimes Ciceros Entschluss befördert hat, kurz darauf Rom den Rücken zu kehren und einen Studienaufenthalt in Griechenland einzuschleppen, ob ihm am Ende das Pflaster zu heiß wurde, ist noch nie untersucht worden.

### Qualitäten eines guten Redners

Wir haben gesehen, Cicero operiert nicht mit Fakten und schon gar nicht mit Paragraphen, sondern seine Methode besteht vornehmlich in der Beeinflussung seiner Zuhörer. QUINTILIAN bemerkt, zu den Qualitäten eines guten Redners gehöre es, ein bestimmtes Bild in seinen Hörern zu erzeugen, ihnen eine Vorstellung einzupflanzen, die sich möglichst unauslöschlich eindrückt: *Quas φαντασίας Graeci vocant (nos sane visiones appellemus), per quas imagines rerum absentium ita repraesentantur animo ut eas cernere oculis ac praesentes habere videamur, has quisquis bene ceperit is erit in adfectibus potentissimus* (inst. or. 6, 2, 29). [„Wer das richtig beherrscht, was die Griechen Phantasien nennen (wir könnten von Visionen sprechen), mit deren Hilfe wir uns Bilder von abwesenden Dingen so im Geiste vorstellen, dass wir den Eindruck haben, sie seien vor Augen und präsent, der wird in der Beherrschung von Affekten größte Macht haben.“]

Hier wird nun auch klar, worum es in der Rhetorik wirklich geht: um die Lenkung der Affekte. Es genügt nicht, die *ratio* anzusprechen – und in manchen Fällen wie z. B. diesem, ist es auch nicht ratsam. Ein Geschworener, der selbst von Proskriptionen profitiert hat, wird sich eben ungern den Spiegel vorhalten lassen.

Ciceros Rede hat einen doppelten Boden: Wer die Wahrheit hören wollte, der fand sie hinlänglich deutlich zwischen den Zeilen; wer dagegen die Mordprozessposse mitspielen wollte, konnte auch das tun und gleichsam auf krummen Wegen zur richtigen Entscheidung gelangen bzw., um ein juristisches Bonmot zu gebrauchen: mit der falschen Begründung das richtige Urteil fällen. Die Vision, die im Hörer erzeugt wird, liegt gleichsam hinter den Worten. Der Redner kann etwas sagen, aber das Gegenteil davon meinen. Ein berühmtes Beispiel für diese Technik findet sich in SHAKESPEARES „Julius Caesar“, als MARC ANTON in seiner Leichenrede auf den Ermordeten zwar behauptet „*I come to bury Caesar, not to praise him*“, ihn jedoch unablässig preist. Er widerlegt die Vorwürfe gegen Caesar, indem er sie an der Realität zuschanden werden lässt und dadurch *ad absurdum* führt.<sup>28</sup> Desgleichen ist sein Refrain „*For / And Brutus is an honourable man*“ natürlich gerade nicht so gemeint; vielmehr wird die Charakterisierung „ehrenwert“ durch die von Marc Anton selbst angeführten Tatsachen widerlegt. Dadurch gelingt es ihm, jedenfalls in Shakespeares Drama, die Menge gegen die Caesarmörder aufzupeitschen.<sup>29</sup> Es ist ein beliebtes, allerdings nicht ganz risikoloses Stilmittel, das Gegenteil dessen zu behaupten, was man tatsächlich erreichen will.

In dieselbe Kategorie fällt auch Ciceros Angebot, Sex. Roscius wolle auf sein Erbe verzichten. Cicero tut ja so – und sagt das auch ausdrücklich, als sei dem Roscius nur daran gelegen, sich gegen die ungerechtfertigte Bezichtigung des Vatermords zu wehren, und als trete er sein Erbe freiwillig ab. Das genaue Gegenteil ist natürlich der Fall. Indem die Selbstlosigkeit des Angeklagten behauptet wird, erscheint die Gier seiner Gegner in noch grellerem Licht. Die hier verwendete Redefigur nennt man auch Trug- oder Scheinrede, *eschematismenos logos* (ἐσχηματισμένος λόγος). Ihr erstes Auftreten haben wir im zweiten Buch der Ilias (110-141), als Agamemnon vorgibt, aufgrund eines Traums die Belagerung Trojas aufheben und heimfahren zu wollen. Er hatte selbstverständlich mit wildem Protest der Griechen gerechnet und erwartet, sein Heer werde diesem Ansinnen widersprechen und wie



ein Mann die Eroberung der Stadt fordern. Er wollte durch die Provokation anspornen. Doch in diesem Fall täuschte er sich. Kaum hatte er geendet, sprang die Menge auf und stürzte johlend zu den Schiffen. Erst Odysseus konnte die überstürzte Flucht stoppen. Gleich das erste Beispiel für einen *eschematismenos logos* in der Literatur ging also gründlich schief.

Ein Desaster löste mit dieser Redefigur auch ein Bundestagspräsident aus, als er am 50. Jahrestag der Reichspogromnacht in einer epideiktischen Rede anlässlich einer gemeinsamen Gedenkfeier von Bundestag und Bundesrat am 10.11.1988 Ansichten, Meinungen und Aussagen der Täter aus den 30er Jahren zitierte, sich also in die damaligen Akteure hineinversetzte und diese in Rollenprosa zitierte, jedoch ohne die Anführungszeichen mitzusprechen oder zu signalisieren. PHILIP JENNINGER hatte, als er antisemitische Ansichten der damaligen Zeit wiedergab, darauf vertraut, die von ihm zitierten kruden zeitgenössischen Äußerungen über „die Juden“ und die ebenso referierte fiebrig-wahnhafte Begeisterung der damaligen Deutschen für HITLER würden sich schon durch ihr bloßes Lautwerden richten. Doch er hatte sich getäuscht, was als *eschematismenos logos* konzipiert war, unterstellte man ihm – sicher mitunter böswillig – als Rechtfertigung des Nationalsozialismus. Man sieht daran, ein Redner kann selbst dann scheitern, wenn ihn zwar eigentlich niemand missversteht, man ihn aber missverstehen könnte,<sup>30</sup> bzw. gegen seinen Willen wörtlich nimmt.

Bei Cicero ist diese riskante Strategie jedoch aufgegangen. Man stelle sich vor, die Richter hätten ihn beim Wort genommen und argumentiert: „Dem Roscius kommt es auf sein Erbe gar nicht an – dann soll er es auch nicht haben!“. Alles wäre verloren gewesen. Weshalb hat Cicero diese riskante Strategie überhaupt gewählt? Was ließ sich damit erreichen?

Eine anonym überlieferte Schrift mit dem Titel *Peri schematon* definiert den *eschematismenos logos* recht genau und benennt auch seine Funktion: „Von einem *eschematismenos logos* spricht man, wenn wir das Gegenteil dessen, was wir sagen, ausdrücken wollen oder wenn die Rede mit dem Gegenteil ein anderes Ziel verfolgt oder

wenn wir etwas nicht sagen können, weil wir gehindert sind, keine Redefreiheit haben und deshalb unter Vorgabe einer anderen Behauptung, was wir sagen wollen, nur sinngemäß andeuten ...“<sup>31</sup> Hier dürfte das zentrale Problem Ciceros angesprochen sein: die fehlende Redefreiheit. Jeder auch noch so indirekte Angriff auf Sulla hatte zu unterbleiben. Dieses Motiv nennt auch Quintilian als erstes, wenn er von der *oratio figurata* handelt, wie die verschleiern-andeutende Rede bei ihm heißt: *in quo per quandam suspicionem quod non dici accipi volumus, non utique contrarium, ut in eironeia, sed aliud latens et auditori quasi inveniendum. [...] eius triplex usus est: unus, si dicere palam parum tutum est, alter si non decet, tertius, qui venustatis modo gratia adhibetur et ipsa novitate ac varietate magis, quam si relatio sit recta, delectat* (inst. or. 9, 2, 65f.). [„eine Figur, bei der wir wollen, dass das, was wir nicht sagen, durch die Erregung eines bestimmten Verdachts verstanden wird – freilich nicht wie bei der Ironie, wo das Gegenteil des Gemeinten gesagt wird –, sondern, indem wir etwas anderes verstecken, das der Zuhörer gleichsam finden soll. Ihr Einsatz ist dreifach: erstens, wenn es zu unsicher ist, etwas öffentlich zu sagen, zweitens, wenn es unanständig ist, drittens, wenn um der Anmut willen durch Neuheit und Abwechslung mehr Genuss entsteht, als bei einer direkten Mitteilung.“]

Wie schon gesagt, trifft bei Cicero der erste Grund zu. Wir lernen hier also zugleich etwas über die Möglichkeiten der Rede in der Diktatur. Eine Gewaltherrschaft ist die äußerste Ausprägung der Einschränkung von *parrhesia*, Redefreiheit. Denkbar sind auch abgemilderte Formen bzw. man könnte sogar sagen: Letztlich gibt es überhaupt keinen herrschaftsfreien Diskurs. Der Redner hat in jedem Fall die Angemessenheit seiner Worte zu wägen, die Möglichkeiten seines Gegenübers zu bedenken. Der bereits erwähnte Redelehrer Quintilian subsumiert die *oratio libera*, die freimütige Rede, interessanterweise unter die Redefiguren, also unter eine Art von Verstellung im weitesten Sinne. Er führt dazu aus (inst. or. 9, 2, 28): „Aber häufig verbirgt sich unter dieser Oberfläche [der Redefreiheit] Schmeichelei.“ Als Beispiel führt er die Rede *Pro Ligario* an, eine der sogenannten Caesarischen Reden

Ciceros, die während der Diktatur Caesars gehalten wurden und in denen Cicero um Milde bei dem Sieger des Bürgerkriegs wirbt. Dies verlangt ihm ein gehöriges Maß an Selbsterniedrigung ab. Und wenn Cicero scheinbar freimütig seine einstige Gegnerschaft zu Caesar herausstellt, so hat er dabei, wie Quintilian betont, „nicht nur den Nutzen des Ligarius im Auge, sondern kann die Milde des Siegers gar nicht genug preisen“.

„Redefreiheit“ ist hier nicht ein Grundrecht oder zumindest eine Grundgegebenheit, sondern ein kalkuliertes *schema*, eine *techne*. Das Beispiel macht deutlich: Aufgabe des Redners ist es, die Situation richtig einzuschätzen und sodann die nötigen Mittel einzusetzen, das Ziel zu erreichen. Dabei ist es durchaus legitim, mit gezinkten Karten zu spielen. Da Chrysogonus und seine Kumpanen einen Mordprozess inszenierten, um an das Erbe eines anderen zu gelangen, also eine bössartige Justizposse aufzogen, hatte Cicero zwei Möglichkeiten: Er konnte den Schleier wegziehen und die Intrige entlarven oder er konnte das Spiel so mitspielen, dass es auf Umwegen zur Gerechtigkeit führte. Der erste Weg war verbaut. Er wählte also – offenbar mit Erfolg – den zweiten Weg.

### Qualitäten einer guten Rede

Lösen wir uns einen Augenblick von der Rede *Pro Sexto Roscio Amerino* und fragen uns: Was hat ein Redner zu beachten, wenn er eine Rede hält? Was ist, kurz gesagt, eine gute Rede?

Wir werfen dazu einen Blick auf die ein Vierteljahrhundert später entstandene Schrift *De oratore*:<sup>32</sup> Bereits in der Vorrede zum 1. Buch wird die Grundspannung des Dialogs deutlich, nämlich die Frage, ob ein Redner mit bloßem technischem Können auskomme oder ob er zusätzlich einer universalen philosophischen Bildung bedürfe. Es versteht sich von selbst, dass Cicero der letzten Ansicht zuneigt. Im Dialog selbst vertritt CRASSUS das Ideal des umfassend gebildeten Redners, während ANTONIUS dessen Widerpart übernimmt und gleichsam als *advocatus diaboli* sich darauf beschränkt, vom Redner praktische Kenntnisse und technische rhetorische Fertigkeiten zu verlangen. In seinen Augen ist der Redner nichts als ein Spezialist, der die für foren-

sische Angelegenheiten erforderlichen Kniffe und Techniken beherrschen muss. Philosophie, also Weltkenntnis, indes sei für den Redner unbrauchbar.

Wie ist *De oratore* aufgebaut? Im 1. Buch findet sich zunächst ein Preis der Beredsamkeit, vorgetragen durch Crassus, welcher dann von SCAEVOLA relativiert wird. Dies gibt Crassus Anlass, weiter auszuholen und das Idealbild des Redners zu entwerfen. Dabei erhebt Crassus in seinem Hauptvortrag in den Kapiteln 96-203 die maximalen Anforderungen an die Ausbildung des Redners. Er bedürfe der Begabung, der theoretischen Kenntnisse und schließlich praktischer Erfahrung und juristischen Sachwissens. Antonius hält in 204-265 dagegen, dass die minimalen Anforderungen an den Redner genügen. Er argumentiert, wie bereits dargelegt, von der empirischen Seite her und geht davon aus, dass eine punktuelle Ausbildung statt einer umfassenden Bildung völlig ausreichend sei. Fragen der Ausbildung sind dann auch ein Gegenstand des 2. Buches. Antonius reduziert die Beredsamkeit zunächst auf Volks- und Gerichtsreden und macht dann Vorschläge für eine praxisnahe Rednerausbildung. In seinem eigentlichen Hauptvortrag kommt er auf die Aufgaben des Redners zu sprechen, nämlich zunächst die Stoffauffindung, *inventio*, sodann das Beweisen, *probare*, das Geneigtmachen der Zuhörer, *conciliare*, sowie das Erregen, das emotionale Aufwühlen der Zuhörer, das *movere*. In einem Exkurs lässt er sich über die Funktion des Witzes in der Rede aus. Schließlich kommt er zur *dispositio*, zum Aufbau der Rede und der Hinführung zum Beweisziel und zu guter Letzt zum Auswendiglernen, der *memoria*. Das 2. Buch, in dem Antonius den Part des Haupt-sprechers übernimmt, erweist sich somit als das technischste der drei Bücher.

Das 3. Buch ist vor allem der *elocutio*, also dem Stil gewidmet. Hier hält Crassus den Hauptvortrag. Zunächst kommt er auf die Sprachrichtigkeit und die Klarheit, die *latinitas* und das *plane dicere* oder die *perspicuitas* zu sprechen. Sodann, nach einem längeren Exkurs, auf den Schmuck in der Rede, das *ornate dicere*, und die Angemessenheit, das *aptum*. Und zu guter Letzt auf den Vortrag selbst, die *actio*. Zum Stil gehören also

die vier Redetugenden Sprachrichtigkeit, Klarheit, Schmuck und Angemessenheit. Eine fünfte Tugend, die wir aus den griechischen Systemen kennen, nämlich die *brevitas* oder *syntomia*, behandelt Crassus nicht.

Im folgenden soll nun ein Abschnitt aus *De oratore* interpretiert werden, in dem sich das Ideal des ciceronischen Redners, nämlich die Zusammenführung von Philosophie und Rhetorik,<sup>33</sup> gleichsam *in nuce* kristallisiert. Es handelt sich um die Kapitel 52-55 des 3. Buches:<sup>34</sup>

(52) *Faciles enim, inquit, Antoni, partes eae fuerunt duae, quas modo percucurri vel potius paene praeterii, Latine loquendi planeque dicendi; reliquae sunt magnae, implicatae, variae, graves, quibus omnis admiratio ingeni, omnis laus eloquentiae continetur; nemo enim umquam est oratorem, quod Latine loqueretur, admiratus; si est aliter, inrident, neque eum oratorem tantum modo, sed hominem non putant; nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, ut, qui adessent, intellegerent, quid diceret, sed contempsit eum, qui minus id facere potuisset.*

(53) *In quo igitur homines exhorrescunt? Quem stupefacti dicentem intuentur? In quo exclamant? Quem deum, ut ita dicam, inter homines putant? Qui distincte, qui explicite, qui abundanter, qui inluminare et rebus et verbis dicunt et in ipsa oratione quasi quendam numerum versumque conficiunt: id est, quod dico, ornate.*

*Qui idem ita moderantur, ut rerum, ut personarum dignitates ferunt, ei sunt in eo genere laudandi laudis, quod ego aptum et congruens nomino.*

(54) *Qui ita dicerent, eos negavit adhuc se vidisse Antonius et eis hoc nomen dixit eloquentiae solis esse tribuendum. Qua re omnis istos me auctore deridete atque contemnite, qui se horum, qui nunc ita appellantur, rhetorum praeceptis omnem oratoriam vim complexos esse arbitrantur neque adhuc quam personam teneant aut quid profiteantur intellegere potuerunt.*

*Vero enim oratori, quae sunt in hominum vita, quandoquidem in ea versatur orator atque ea est ei subiecta materies, omnia quaesita, audita, lecta, disputata, tractata, agitata esse debent.*

(55) *Est enim eloquentia una quaedam de summis virtutibus; quamquam sunt omnes virtutes aequales et pares, sed tamen est specie alia magis*

*alia formosa et inlustris, sicut haec vis, quae scientiam complexa rerum sensa mentis et consilia sic verbis explicat, ut eos, qui audiant, quocumque incubuerit, possit impellere; quae quo maior est vis, hoc est magis probitate iungenda summaque prudentia; quarum virtutum expertibus si dicendi copiam tradiderimus, non eos quidem oratores effecerimus, sed furentibus quaedam arma dederimus.*

(52) ‚Das waren ja auch zwei unproblematische Aufgaben, Antonius‘, meinte er, ‚die ich da eben überflogen oder besser beinahe ausgelassen habe, korrekt zu sprechen und sich klar und deutlich auszudrücken; die anderen sind anspruchsvoll, verwickelt, mannigfaltig und bedeutungsvoll, auf ihnen ruht die ganze Bewunderung für ein Talent und der gesamte Ruhm der Redekunst. Denn niemand hat ja einen Redner je dafür bewundert, dass er korrekt sprach; andernfalls lacht man ihn aus und glaubt nicht nur, er sei kein Redner, sondern auch kein Mensch. Niemand hat einen dann gerühmt, wenn er so sprach, dass die Anwesenden verstanden, was er meinte, vielmehr verachtete man einen, der dazu nicht imstande war. (53) Bei wem erschauern dann die Menschen? Wen blicken sie als Redner starr vor Staunen an? Bei wem erhebt sich ihr Beifallsgeschrei? Wer ist in ihren Augen sozusagen ein Gott unter den Menschen? Es sind diejenigen, die ausgewogen, klar, wortreich, mit wirkungsvoller Stilisierung des Inhalts und der Formulierung reden und beim Vortrag selbst gewissermaßen eine Art von Takt und Rhythmus finden. Das ist es, was ich glanzvoll nenne. Diejenigen, die dabei so verfahren, wie es der Rang des Themas und der beteiligten Personen mit sich bringt, verdienen Lob für einen Vorzug, den ich als den der Angemessenheit und Übereinstimmung bezeichne. (54) Solche Redner behauptete Antonius bisher nicht erlebt zu haben und sagte, dass nur ihnen der Titel der Redekunst zuzuerkennen sei. Verspottet und verachtet dann meinetwegen alle die, die sich einbilden, durch die Regeln unserer Rhetoren, wie sie heute heißen, den ganzen rednerischen Wirkungskreis umfasst zu haben, und die noch nicht begreifen konnten, welche Rolle sie zu spielen haben oder welchen Anspruch sie erheben können. Der wahre Redner sollte nämlich alles, was es im



Menschenleben gibt, erkundet und gehört, gelesen und erörtert, behandelt und betrieben haben, da er sich ja mit ihm beschäftigt und in ihm sein Stoff besteht. (55) Die Redekunst ist nämlich eine der allerhöchsten Tugenden. Sie sind zwar alle gleich und ebenbürtig, doch in ihrer äußeren Erscheinung ist die eine schöner und glanzvoller als die andere; so etwa diese Kraft, mit der man im Besitz entsprechender Kenntnisse, Gedanken und Erwägungen so formulieren kann, dass man imstande ist, die Hörer in jede Richtung, zu der man neigt, zu treiben. Je größer diese Kraft ist, um so mehr gilt es, sie mit Rechtschaffenheit und höchster Klugheit zu verbinden. Wenn wir die Macht der Rede Leuten zur Verfügung stellen, die diese Eigenschaften nicht besitzen, so machen wir sie nicht zu Rednern, sondern geben Rasenden gewissermaßen Waffen in die Hand.<sup>35</sup>

An diesem Abschnitt lässt sich Ciceros Anliegen, nämlich die Verbindung von Rhetorik und Philosophie, von *verba* und *res*, von *eloquentia* und *sapientia*, exemplarisch zeigen.<sup>36</sup> Besonders am Satzsatz wird deutlich, dass es für einen Redner eben nicht ausreicht, einen Sachverhalt nur klar und verständlich darzustellen, sondern dass ihm auch eine gewisse moralische Qualität abverlangt wird. Außerdem ist der vorgelegte Abschnitt in seiner stilistischen Ausarbeitung zugleich ein brillantes praktisches Beispiel dafür, was Cicero in der Theorie vermitteln will.

Zur Interpretation des Abschnitts im einzelnen: Der erste Satz blickt zurück auf die beiden Redetugenden, die Cicero im Vorangegangenen behandelt hat. Es handelte sich dabei um die *latinitas*, also die Sprachrichtigkeit und das *plane dicere*, die klare Ausdrucksweise. Beide Redetugenden werden als *faciles*, als leicht, als im Grunde selbstverständlich abgetan. Es versteht sich von selbst: Ein Redner, der kein Latein kann, macht sich lächerlich. Ein Redner, der nicht verstanden wird, der also das *plane dicere* nicht beherrscht, wird kaum überzeugen können. Diese beiden grundlegenden Tugenden bedürfen also keiner weiteren Begründung. Deshalb kann Cicero sagen: *modo percucurri vel potius paene praeterii*. „Ich bin schnell darüber hinweggegangen oder habe sie beinahe sogar ausgelassen.“ Die mustergültige Alliteration *percucurri potius*

*paene praeterii*, sowie die Klimax *percucurri* zu *praeterii* verdeutlicht noch einmal das an den Anfang gestellte *faciles*, also die Tatsache, dass es sich dabei wirklich um Selbstverständlichkeiten, die keiner näheren Erläuterung bedürfen, handelt. Der erste Satz endet mit einem katalektischen Dikretikus (*planéque dicéndi*), also einer rhythmischen Klausel, die gewissermaßen den Abschluss eines Gedankens signalisiert. In der römischen Rhetorik war es üblich, dass man nicht nur in der Dichtung, sondern auch in der Prosa Rhythmen beachtete und insbesondere Satzenden bzw. Absatzschlüsse prosodisch so gestaltete, dass dem Hörer signalisiert wurde, dass hiermit ein Einschnitt gesetzt werden soll. Wie in der Musik ein musikalischer Gedanke durch eine Akkordfolge oder eine Kadenz zu Ende gebracht wird, so klingen in der römischen Rhetorik auch die Sätze nach bestimmten rhythmischen Mustern aus. Mit *reliquae sunt* beginnt etwas Neues. Dies zeigt sich schon am Wechsel des Tempus von Perfekt im vorangegangenen Satz zum Präsens in diesem neuen Satz. Dass jetzt gegenüber den zuvor behandelten *res faciles* die wirklich wichtigen Dinge genannt werden, wird auch sofort deutlich an einer eindrucksvollen steigernden Aufzählung. Die Dinge, die nämlich im folgenden behandelt werden, sind *magnae, implicatae, variae, graves, quibus omnis admiratio ingenii omnis laus eloquentiae continetur*. Sie sind „bedeutungsvoll, verwickelt, mannigfaltig, gewichtig. In ihnen ruht die ganze Bewunderung für das Talent und das ganze Lob der Beredsamkeit“. Auch dieser Satz endet wieder mit einer Klausel, nämlich mit einem Dikretikus plus Trochaeus. Die Aufzählung gehorcht dem Behaghelschen Gesetz der wachsenden Glieder. Zunächst werden nur einzelne Attribute genannt, dann folgen zwei isokolisch aufgebaute Relativsätze.

Die folgenden beiden Sätze geben eine Begründung für die zuvor getroffene Gewichtung. Cicero fällt wieder ins Perfekt, diesmal ins gnomische Perfekt, wenn er darlegt: „Niemand hat je einen Redner dafür bewundert, dass er korrektes Latein sprach, wenn es anders ist, dann verlacht man ihn vielmehr. Einen solchen hält man nämlich nicht nur für keinen Redner, sondern nicht einmal für einen Menschen. Und niemand hat

je denjenigen lobend erwähnt, der so gesprochen hat, dass diejenigen, die anwesend waren, verstanden hatten, was er sagte, sondern hat vielmehr denjenigen stets verachtet, der das nicht konnte.“ Beide Sätze beginnen anaphorisch mit *nemo*; *admiratus* nimmt das Substantiv *admiratio* aus dem Satz zuvor wieder auf, und *extulit* bezieht sich zurück auf *laus* im vorigen Abschnitt, denn jeder hat die Junktur *laude efferre* im Ohr.

Die mit *enim* angefügte Begründung ist also auch auf der Wortebene mit der zuvor aufgestellten These eng verbunden. Das Prädikat *est admiratus* im ersten Satz ist weit gesperrt. Dadurch wird die Spannung des Hörers, wie der Satz wohl enden möge, wieder gesteigert. An den Tonstellen des Satzes, also am Anfang und am Ende, stehen *nemo* und *admiratus*. Es wird dadurch jedem deutlich, wie abwegig es wäre, einen Redner alleine dafür zu bewundern, dass er korrektes Latein spricht. Es muss mehr dazukommen. Und das zu belegen, ist eben Ciceros Anliegen.

Der sich anschließende Abschnitt ist durch vier einleitende Fragen hoch pathetisch gestaltet. Es handelt sich dabei um Fragen in Form der *subjectio* oder *anthypophora*, d. h. der Redner stellt sich selbst eine Frage, um sie anschließend zu beantworten. Die Fragen lauten: „Was lässt die Zuhörer also erschauern? Wen blicken sie beim Reden völlig fassungslos an? Bei welcher Gelegenheit jubeln sie los? Wen halten sie sozusagen für einen Gott unter den Menschen?“ Cicero beantwortet diese Fragen umgehend: „Denjenigen, der wohlgeordnet, klar gegliedert, reichhaltig, mit angemessenem Schmuck in der Sache und in den Worten spricht und der bei der Rede selbst gleichsam eine gewisse Prosodie und einen gewissen Rhythmus erzeugt. Das nenne ich glanzvoll oder geschmückt reden.“

Die vier Fragen beginnen abwechselnd mit *in quo* und *quem* (Anapher im Wechsel bzw. Polypoton). Sie steigern sich von den *homines* zum *deus* und vom *exhorrescere* zum *exclamare*. Den vier Fragen entsprechen vier Antworten, die jeweils mit *qui*, „derjenige, der“ beginnen. Die vier Antworten sind asyndetisch aneinandergereiht, dadurch entsteht der Eindruck der Fülle, und sie folgen dem Behaghelschen Gesetz

der wachsenden Glieder. Der pathetische Aufschwung endet mit dem, was Cicero als das Salz in der Suppe ansieht, nämlich mit dem *ornate dicere*. Wie sehr es ihm auf diese These ankommt, wird wiederum durch den Rhythmus verdeutlicht: der Abschnitt endet mit zwei Molossern: *est quod dic(o) ornate*. Die schweren, langen Silben hämmern dem Hörer buchstäblich ein, worauf es ankommt. Den Schmuck der Rede stellt Cicero also ins Zentrum.<sup>37</sup>

Im folgenden Absatz wird die von ihm als letzte genannte Redetugend erwähnt, nämlich das *aptum*, die Angemessenheit. „Diejenigen, die den Schmuck auch noch so einzusetzen wissen, wie es der Rang der Dinge und der Personen erfordert, die sind in der lobenswerten Tugend zu loben, welche ich als *aptum* und *congruens*, als Angemessenheit und Übereinstimmung bezeichne.“ Die Angemessenheit wird hier gleichsam als eine Funktion des Schmucks beschrieben, sozusagen als diejenige Tugend, die den Schmuck moderiert, ihn angemessen einsetzt. Mit *idem* wird dem soeben in vier *qui*-Sätzen gepriesenen Redner eine weitere Eigenschaft zuerkannt, die ihn zum *orator perfectus* macht. Der Satz beginnt mit i-Asonanzen – *qui, idem, ita*, setzt sich fort durch zwei anaphorische Vergleichssätze – *ut rerum, ut personarum* und spielt schließlich mit *laudare* und *laus* (*figura etymologica*): *in eo genere laudandi laudis*. Der Absatz schließt mit einer auffälligen Klausel, einem Dikretikus: *cóngruéns nóminó*. Damit markiert Cicero ein Absatzende.

Cicero hat im ersten Teil des vorgelegten Abschnitts sein Credo vorgelegt, im nächsten Teil folgt dann ein Einwand des Antonius,<sup>38</sup> nämlich Redner, die all diese Bedingungen erfüllten, gebe es sowieso nicht.

Dieser Einwand wird bereits durch die *variatio aptum et congruens* vorbereitet. Der Fachbegriff für die Angemessenheit ist *aptum*. Dass Cicero diesen Terminus zum Hendiadyoin erweitert, indem er ihn mit *congruens* noch einmal aufgreift und spielerisch umschreibt, zeigt, dass er nun die Argumentation auf eine eher subjektive Ebene hebt. Er löst sich sozusagen aus dem Korsett der Fachsprache. So wird augenzwinkernd die Tatsache vorbereitet, dass die folgende Debatte etwas Anekdotisches an sich hat und vor allem

auf eine persönliche Ebene abgeleitet. Aus dem sachlichen Diskurs wird eine Auseinandersetzung zwischen Personen. Und eine solche erregt bekanntlich immer größeres Interesse der Zuhörer, insbesondere dann, wenn es um bekannte Persönlichkeiten geht. Die Personalisierung der Argumentation dient also dazu, sie dem Leser oder Zuhörer besser im Gedächtnis haften zu lassen.

Crassus spitzt Antonius' Einwand zu und übertrumpft ihn noch, indem er darlegt, dass auch die Beachtung der vier genannten Redetugenden noch keinen guten Redner ausmacht. Dies sei sozusagen nur der technische Teil. Damit jemand aber wirklich *orator* genannt werden darf, bedarf es noch weiterer Fähigkeiten. Man beachte in dieser Replik den pointierten Gegensatz zwischen *rhetorum praecepta* und *omnis oratorum vis*.<sup>39</sup> Die griechischen *rhetores*, die Redelehrer, sind diejenigen, die Handbuchwissen an ihre Schüler weitergeben. Der römische *orator*, der Redner, der sich in der Praxis bewährt, ist aber ein umfassend gebildeter Mann. Dies wird nun im folgenden dargelegt mit der pointierten Einleitung: *vero enim oratori*.<sup>40</sup> Nun kommt, was den wirklichen Redner ausmacht.

Es wird ausgeführt, was den Rhetorik-Techniker zu einem Redner und Staatsmann macht. Um es kurz zu sagen: Er braucht Lebenserfahrung. Er muss *ea quae sunt in hominum vita* kennen und selbst erprobt haben. Crassus fordert von ihm: *omnia quaesita, audita, lecta, disputata, tractata, agitata esse debent*. Die scheinbar endlose asyndetische Reihung zeigt, dass es keinesfalls ausreicht, wie ein Stubengelehrter das Leben nur aus Büchern zu kennen, sondern man muss es selbst erfahren haben. Man muss sozusagen vom Leben geformt sein. Man muss alles „erkundet, gehört, gelesen, erörtert, behandelt und betrieben“ haben. Die *variatio* des Ausdrucks ist zugleich Abbild der Vielfältigkeit des Lebens.

Der letzte Abschnitt schließlich liefert eine Definition dessen, was Cicero unter *eloquentia* versteht. Für ihn ist die Eloquenz eine der höchsten Tugenden. Tugenden sind sittliche Lebensäußerungen des Menschen. Sie sind dasjenige, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Es findet sich hier gewissermaßen ein Rückgriff auf

den Anfang des Absatzes, wo behauptet wurde, jemand, der sich nicht ausdrücken könne, sei eigentlich gar kein Mensch. Die Ausdrucksfähigkeit gehört also, neben der Denk- und Urteilsfähigkeit, zu den das humanistische Bildungsideal konstituierenden Elementen; sie ist Bedingung für das Menschsein überhaupt. Hinter dieser, zugegebenermaßen etwas engherzigen, Definition des Menschseins, dürfte eine stoische Theorie stehen. Bevor darauf eingegangen wird, sei noch einmal der Zusammenhang bei Cicero beleuchtet. Aus dem Schluss des Abschnitts wird deutlich, weshalb es so wichtig ist, dass der Redner eine solide moralische Grundausstattung hat. Cicero verdeutlicht dies an einem bekannten Beispiel aus der Moralphilosophie, nämlich an der Frage, ob man einem Wahnsinnigen eine Waffe in die Hand geben dürfe. Das Beispiel erinnert an das 1. Buch von PLATONS „Staat“, das auch *peri dikaiosynes* „über die Gerechtigkeit“ betitelt ist.<sup>41</sup> In ihm werden verschiedene Definitionsversuche der Gerechtigkeit unternommen. Unter anderem der, dass Gerechtigkeit so umrissen wird, dass sie verlange, einem jeden das Geschuldete, also sein Eigentum, zurückzugeben. Sokrates fragt daraufhin, ob man auch einem dem Wahnsinn Verfallenen eine Waffe zurückgeben dürfe, mit der Gefahr, dass er damit Unheil anrichte.<sup>42</sup> Und es versteht sich, dass die Definition unter diesen Umständen natürlich nicht gilt. Cicero spielt auf dieses bekannte Beispiel an und bezeichnet die Beredsamkeit explizit als *arma*, also als Bewaffnung. Nur der darf sie jedoch führen, der auch über *virtus* verfügt. Es wurde bereits angedeutet, dass die metaphorische Umschreibung der Redekunst als Waffe an ein bekanntes Beispiel aus der Moralphilosophie anklingt. Überhaupt besteht der Verdacht, dass Cicero die Einordnung der Rhetorik als *virtus* in Anlehnung an die Seeleneinteilung der philosophischen Systeme der Antike gestaltet hat. Wie der leitende Seelenteil als *hegemonikon* den affektischen Seelenteil beherrscht, so soll die *virtus* die auf das Erregen von Affekten (*movere*) zielenden rhetorischen Fähigkeiten lenken. Die Rhetorik hat, so Cicero, die Fähigkeit, die Zuhörer anzustoßen – *impellere*. Damit dieser Impuls jedoch in die sittlich richtige Richtung geht, bedarf es eben der *virtus*. Die



*virtus* macht also, stoisch gesprochen, aus dem Impuls ein κατόρθωμα, eine rechte, vernunftgeleitete, sittlich gute Handlung<sup>43</sup> – ein Impuls in die richtige Richtung.<sup>44</sup> *Sapientia* und *eloquentia*, *cor* und *lingua* haben ihr *absurdum discidium* überwunden.<sup>45</sup>

### Fazit

Zurück zu unserem Thema: Ist Cicero in der Rede für Sex. Roscius der Philosoph, als der er sich in *De oratore* ausgibt? Auf den ersten Blick ist er eher ein gewiefter Taktiker, der für seinen Klienten das Beste herausholt. Aber auf den zweiten Blick wird man ihm zugute halten müssen, dass er durch die gute Absicht, also letztlich durch *virtus* aus seiner Rede ein κατόρθωμα, eine gute Handlung gemacht hat. Dass Cicero die rhetorische Technik beherrscht, versteht sich von selbst. In der Rede *Pro Sexto Roscio Amerino* kam es besonders auf das *aptum* an. Er musste eine Form wählen, die es ihm gestattete, auf die Befindlichkeiten von Richtern Rücksicht zu nehmen, die möglicherweise von Proskriptionen profitiert hatten, und er hatte die Umstände der Sullanischen Diktatur zu beachten.

Aber wo bleibt nun der hohe philosophische Anspruch aus *De oratore* in dieser Rede? Um das Leben seines Klienten nicht zu gefährden und trotzdem der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen, verwendet Cicero einen Trick: Am Ende der Beweisführung, in den §§ 128 und 129, rekonstruiert Cicero die schäbige Intrige der nachträglichen Proskription in ihrem Hergang. Doch er vertieft den Gedanken nicht, sondern bricht mit folgenden Worten ab:

*Intellego me ante tempus, iudices, haec scrutari et prope modum errare qui, cum capiti Sex. Rosci mederi debeam, rediviam curem. Non enim laborat de pecunia, non ullius rationem sui commodi ducit; facile egestatem suam se laturum putat, si hac indigna suspicione et ficto crimine liberatus sit. Verum quaeso a vobis, iudices, ut haec pauca quae restant ita audiatis ut partim me dicere pro me ipso putetis, partim <pro> Sex. Roscio. Quae enim mihi ipsi indigna et intolerabilia videntur quaeque ad omnis, nisi providemus, arbitror pertinere, ea pro me ipso ex animi mei sensu ac dolore pronuntio; quae ad huius vitae casum causamque pertinent et*

*quid hic pro se dici velit et qua condicione contentus sit iam in extrema oratione nostra, iudices, audietis.*

„Ich erkenne, ihr Richter, dass ich zur Unzeit diese Dinge erforsche und geradezu einen Fehler begehe, wenn ich, anstatt den Kopf des Sex. Roscius zu retten, mich um Kleinigkeiten kümmerge. Das Geld bedrückt ihn gar nicht, er verschwendet keinen Gedanken an irgendeinen Vermögensvorteil für sich. Er geht davon aus, dass er seine Armut leicht ertragen wird, wenn er nur von dem unwürdigen Verdacht des vorgeblichen Verbrechens befreit ist. Indes bitte ich euch, ihr Richter, dass ihr den Rest der Rede so aufnehmt, dass ihr davon ausgeht, dass ich teils für mich selbst, teils für Sex. Roscius spreche. Was mir nämlich selbst würdelos und unerträglich erscheint und was meines Erachtens, wenn wir nicht aufpassen, alle betrifft, das spreche ich für mich aus, aus dem Empfinden und Schmerz meines Herzens; was dessen Schicksal und Fall betrifft, was er für sich anbringen will und mit welchem Los er sich begnügt, werdet ihr am Ende der Rede hören.“

Was die Gerechtigkeit eigentlich fordert, gibt Cicero als seine persönliche Meinung aus, die er aus *dolor* und persönlicher Empfindung ausspreche. Aber er äußert sie eben trotz aller Vorsicht. Insofern nimmt er die Gesamtverantwortung, die der Redner nach *De oratore* für den Staat hat, durchaus wahr. Die Taktik benötigt er, um das Leben seines Klienten zu retten, die Tugend verfiucht er in eigenem Namen.

### Literaturverzeichnis:

- Baier, Thomas, Seneca als Erzieher, in: Th. Baier / G. Manuwald / B. Zimmermann (edd.), Seneca: philosophus et magister, Freiburg 2005.
- Crawford, Michael H. (ed.), Roman Statutes, 2 vols. (BICS Suppl. 64), London 1996.
- Dyck, Andrew R. (ed.), Cicero, Pro Sexto Roscio, Cambridge 2010.
- Forschner, Maximilian, Die Stoische Ethik, Darmstadt<sup>2</sup>1995.
- Fuhrmann, Manfred, Die antike Rhetorik, München / Zürich (1984)<sup>4</sup>1995.
- Fuhrmann, Manfred, Marcus Tullius Cicero. Die politischen Reden, Band I, hrsg., übers. u. erl., München 1993.

- Heinze, Richard, Ciceros politische Anfänge (1909), in: ders., Vom Geist des Römertums, Darmstadt <sup>3</sup>1960.
- Hellgruber, Michael, Die Kunst der verstellten Rede. Ein vernachlässigtes Kapitel der antiken Rhetorik, *Philologus* 144, 2000, 3-21.
- Hinard, François, Les proscriptions de la Rome républicaine, Rome 1985.
- König, Jan C. L., Über die Wirkungsmacht der Rede. Strategien politischer Eloquenz in Literatur und Alltag, Göttingen 2011.
- Leeman, Anton D. / Pinkster, Harm / Wisse, Jakob (edd.), M. Tullius Cicero, De oratore libri III, Kommentar, Bd. 4: Buch II, 291-367; Buch III, 1-95, Heidelberg, 1996, 220-223.
- Mankin, David (ed.), Cicero, De oratore, Book III, Cambridge 2011.
- Martin, Josef, Antike Rhetorik. Technik und Methode (HAW II 3), München 1974.
- Merklin, Harald, Marcus Tullius Cicero, De Oratore / Über den Redner. Lateinisch / deutsch, Stuttgart <sup>2</sup>1976.
- Müller, Wolfgang G., Ars Rhetorica und Ars Poetica: Zum Verhältnis von Rhetorik und Literatur in der englischen Renaissance, in: Heinrich F. Plett (ed.), Renaissance-Rhetorik / Renaissance Rhetoric, Berlin 1993, 225-243.
- Richter, Friedrich / Fleckeisen, Alfred (edd.), Ciceros Rede für Sex. Roscius. Für den Schulgebrauch herausgegeben, 4. Aufl. bearb. v. G. Ammon, Leipzig 1906.
- Schabert, Ina, Die theaterbezogene Kunst, in: dies. (ed.), Shakespeare-Handbuch: Die Zeit – Der Mensch – Das Werk – Die Nachwelt, Stuttgart 2000.
- Stroh, Wilfried, Taxis und Taktik. Die advokatische Dispositionskunst in Ciceros Gerichtsreden, Stuttgart 1975.
- Stroh, Wilfried, Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom, Berlin 2009.

#### **Anmerkungen:**

- \*) Der Vortrag wurde am 30. Januar 2014 in der Antikensammlung der Kunsthalle zu Kiel auf Einladung der Freunde der Antike e.V. gehalten.
- 1) Eine umfassende Interpretation der Rede liefert Wilfried Stroh, Taxis und Taktik. Die advokatische Dispositionskunst in Ciceros Gerichtsreden, Stuttgart 1975, 55-79. An seine Ausführungen lehnt sich das Folgende an.

- 2) Quint. inst. or. 12, 6, 4 zitiert S. Rosc. 72 mit der Erläuterung, Cicero habe diese Rede im Alter von 26 Jahren gehalten.
- 3) Stroh (Anm. 1), 59.
- 4) Zu Magnus und Capito vgl. Andrew R. Dyck (ed.), Cicero, Pro Sexto Roscio, Cambridge 2010, 7-9.
- 5) § 128: aliquot post menses.
- 6) Zu Erucius vgl. Dyck (Anm. 4), 7.
- 7) Richard Heinze, Ciceros politische Anfänge (1909), in: ders., Vom Geist des Römertums, Darmstadt <sup>3</sup>1960, 87-140, hier: 101.
- 8) Stroh (Anm. 1), 69: „Der Richter, wie der moderne Leser, steht die ganze Rede hindurch unter dem bezaubernden Bann dieser Enthüllung: Nachdem er einmal glaubt, dass ihm die Augen geöffnet sind, ist er gerne bereit, sie vor kleineren Unstimmigkeiten willig zu verschließen.“
- 9) Stroh (Anm. 1), 64: „Nach Ciceros Erklärung hätte Erucius angenommen, es werde ohnehin kein halbwegs fähiger Redner wagen, gegen die Interessen des Chrysogonus aufzutreten. Aber wahrscheinlicher ist doch, dass es Chrysogonus nicht eben auf eine Verurteilung abgesehen hatte.“
- 10) Cicero ist bemüht, Chrysogonus nicht unmittelbar des Mordes zu bezichtigen; das schien ihm doch zu gefährlich: „C. is, in fact, very careful to avoid giving serious offense to the adulescens vel potentissimus Chrysogonus (§ 6) by shielding him from the charge of murder (§§ 35, 122)“, Dyck (Anm. 4), 18. Gleichwohl stellt er ihn als Anstifter zur oder zumindest maßgeblichen Gehilfen bei der Tat dar. Als solcher hätte er nach heutigem Recht (§ 26 bzw. 27 StGB) dieselbe Strafe wie der Täter zu erwarten.
- 11) Stroh (Anm. 1), 58f.
- 12) Cicero nennt in § 27 Caecilia Metella, die sich noch vestigia antiqui officii bewahrt habe.
- 13) Spätere Interpreten der Rede gehen explizit oder implizit davon aus, dass Sex. Roscius unschuldig war, machen sich also Ciceros Sichtweise zueigen.
- 14) Die Anklage hatte Sex. Roscius als zurückgezogen (52) und von bäuerischem Wesen (74) gezeichnet. Cicero widerspricht dieser Charakterisierung nicht, gewinnt ihr aber positive Züge ab. Insbesondere die landwirtschaftlichen Neigungen seines Klienten sowie dessen altväterische Art deutet er als Ausdruck von Ehrlichkeit und Rechtsschaffenheit (48f.). Er durfte darauf vertrauen, dass seine Zuhörer das Stadt-Land-Paradigma, mit dem er implizit argumentiert, zugunsten des Angeklagten aufzulösen vermochten. Frau und Kinder scheint Sex. Roscius indes nicht besessen zu haben: „He is a puzzling figure“, wie Dyck (Anm. 4), 5 bemerkt.

- 15) Immerhin hätte Sex. Roscius ein Motiv, vgl. Dyck (Anm. 4), 6: „In addition, the *cui bono?* argument, of which C. makes so much (§§ 84-5), would point to the son, the presumptive beneficiary at the moment of the murder.”
- 16) So schon Friedrich Richter / Alfred Fleckeisen (edd.), *Ciceros Rede für Sex. Roscius*. Für den Schulgebrauch herausgegeben, 4. Aufl. bearb. v. G. Ammon, Leipzig 1906 zu § 126.
- 17) Heinze (Anm. 7), 100.
- 18) Manfred Fuhrmann, *Marcus Tullius Cicero. Die politischen Reden*, Band I, hrsg., übers. u. erl., München 1993, 662.
- 19) Vgl. §§ 21f.; 24f; 91; 110; 127; 130f.
- 20) §§ 136ff.; s. Fuhrmann (Anm. 18), 662; Stroh (Anm. 1), 76.
- 21) Die Tatsache, daß es diese Gesandtschaft gab, ist das stärkste Argument für die tatsächliche Unschuld des Sex. Roscius. In off. 2, 51, wo sich Cicero auf die Rede für Sex. Roscius bezieht, zählt er den Schutz von Unschuldigen ausdrücklich zu den Aufgaben eines Anwalts. Desgleichen verwehrt er sich dagegen, einen Schuldigen zu verteidigen.
- 22) Stroh (Anm. 1), 67: „Man muß sich klarmachen, daß Cicero hier ganz dreist lügen könnte, wenn wir auch nicht die Möglichkeit haben, dies nachzuweisen.“
- 23) Die Proskriptionen begannen, bevor Sulla durch die *lex Valeria legibus scribendis et rei publicae constituendae* zum Diktator erklärt wurde. Umfang und rechtliche Konsequenzen der Proskriptionen regelte die *lex Cornelia*, vgl. Dyck (Anm. 4), 182 zu § 125. Aus Appian BC 1, 95 geht hervor, dass Sulla nach seinem Sieg eine Versammlung einberief, in der er drastische Maßnahmen ankündigte (*φοβερά ἐς κατάπληχιν εἶπεν*) und an die sich sofort (*αὐτίκα*) die ersten Proskriptionen anschlossen. S. auch François Hinard, *Les proscriptions de la Rome républicaine*, Rome 1985, 67-86 und 107.
- 24) Stroh (Anm. 1), 62. Nach Michael H. Crawford (ed.), *Roman Statutes (BICS Suppl. 64)*, 2 vols. London 1996, II, 747, § 49 ist Cic. S. Rosc. 126 das einzige erhaltene Zitat aus dem Proskriptionsstatut.
- 25) Vgl. Stroh (Anm. 1), 65.
- 26) Cic. off. 2, 51 sieht allerdings im Rückblick die Rede *contra L. Sullae dominantis opes* gerichtet.
- 27) Vgl. Stroh (Anm. 1), 77; Fuhrmann (Anm. 18), 663.
- 28) Julius Caesar 1617-1651. Vgl. Wolfgang G. Müller, *Ars Rhetorica und Ars Poetica: Zum Verhältnis von Rhetorik und Literatur in der englischen Renaissance*, in: Heinrich F. Plett (ed.), *Renaissance-Rhetorik / Renaissance Rhetoric*, Berlin 1993, 225-243, hier: 233-236. Vgl. auch Wilfried Stroh, *Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom*, Berlin 2009, 21. u. 33f.
- 29) Vgl. Ina Schabert, *Die theaterbezogene Kunst*, in: dies. (ed.), *Shakespeare-Handbuch: Die Zeit – Der Mensch – Das Werk – Die Nachwelt*, Stuttgart 2000, 263.
- 30) Jan C. L. König, *Über die Wirkungsmacht der Rede. Strategien politischer Eloquenz in Literatur und Alltag*, Göttingen 2011, 212 bemerkt, Jennings Rede sei, abgesehen von einigen ausländischen Presse-Veröffentlichungen, von niemandem wirklich missverstanden worden, „denn eindeutig wurde stets nur die Befürchtung geäußert, Jennings Rede könne diesen Eindruck vermitteln“.
- 31) Josef Martin, *Antike Rhetorik. Technik und Methode (HAW II 3)*, München 1974, 275. In einer unter dem Namen des Hermogenes überlieferten Abhandlung *De inventione* werden unter der Überschrift *περὶ ἐσχηματισμένων προβλημάτων* drei Arten der figurierten Rede besprochen; die dritte vorgeführte Form (*κατὰ ἔμφασιν*) bezieht sich auf den bei der Verteidigung des Roscius einschlägigen Fall, dass die freie Rede aufgrund äußerer Umstände verwehrt ist (p. 206, 1-11 Rabe). Vgl. dazu Michael Hillgruber, *Die Kunst der verstellten Rede. Ein vernachlässigtes Kapitel der antiken Rhetorik*, *Philologus* 144, 2000, 3-21, hier: 4.
- 32) Einen konzisen Überblick gibt Manfred Fuhrmann, *Die antike Rhetorik*, München / Zürich (1984) <sup>4</sup>1995, 52-61.
- 33) Crassus legt in *de orat.* 3, 72 dar, seit Sokrates seien *philosophia* und *eloquentia* auseinandergetreten und die jeweiligen Vertreter beider Disziplinen hätten sich gegenseitig verachtet. Eben dieses ‚historische‘ *discidium linguae atque cordis* (3, 61) unternimmt Cicero mit seiner Schrift zu heilen. Zu dem Abriss der Philosophiegeschichte im dritten Buch vgl. Anton D. Leeman / Harm Pinkster / Jakob Wisse (edd.), *M. Tullius Cicero, De oratore libri III*, Kommentar, Bd. 4: Buch II, 291-367; Buch III, 1-95, Heidelberg, 1996, 220-223.
- 34) Ein umfassender Kommentar bei Leeman u. a. (Anm. 33), 201-208.
- 35) Übersetzung von Harald Merklin, *Marcus Tullius Cicero, De Oratore / Über den Redner*. Lateinisch / deutsch, Stuttgart <sup>2</sup>1976.
- 36) Cicero greift hier zurück auf Catos Ideal vom



Redner als *vir bonus dicendi peritus* (bei Quint. 12,1,1). Quintilian, der das Zitat bewahrt, wird darauf eine Definition des Redners gründen, die rhetorische Fähigkeiten und Moral als zwei Seiten einer Medaille sieht, und daran die – von der Realität vielfach widerlegte – These knüpfen, ein Schuft könne nicht Redner genannt werden (12,1,25f.). So unrealistisch ist Cicero freilich nicht. Er weiß, dass sich die moralische Integrität des Redners nicht verbürgen lässt; daher vertieft er die moralische Frage auch nicht weiter, sondern berührt sie nur in 3, 55. Vgl. Leeman u.a. (Anm. 33), 200f.

- 37) Diese herausgehobene Stellung des *ornatus* ist in der antiken Rhetorik singulär, vgl. David Mankin (ed.), *Cicero, De oratore*, Book III, Cambridge 2011, 139 z. St.
- 38) Crassus bezieht sich auf eine Äußerung des Antonius in 1, 94.
- 39) „Verspottet und verachtet dann meinetwegen alle die, die sich einbilden, durch die Regeln unserer Rhetoren (*rhetorum praecepta*), wie sie heute heißen, den ganzen rednerischen Wirkungskreis (*omnis oratorum vis*) umfasst zu haben, und die noch nicht begreifen konnten, welche Rolle sie zu spielen haben oder welchen Anspruch sie erheben können.“

40) Statt *vero* findet sich auch die Überlieferung *verum*. Im Vortrag macht das keinen Unterschied, da die Akkusativendung ebenso wie die Dativendung vor dem folgenden Vokal nasalisiert und verschliffen wurde. *verum* bedeutet „aber“, *vero* wäre ein Attribut zu *oratori*. Da es nun um den wahren Redner geht, lässt sich *vero* gut rechtfertigen. Andererseits kann man aber auch argumentieren, dass *orator* im Gegensatz zum griechischen *rhetor* bereits den ‚wirklichen‘, den eigentlichen Redner bezeichnet und die Hinzufügung eines Attributs überflüssig macht. Nach Mankin (Anm. 36), 140 z. St. benutzt Cicero *verum enim* sonst nicht (wohl aber *verum enimvero*).

- 41) Das unmittelbare Vorbild ist freilich Plat. Gorg. 456c-457c, vgl. Mankin (Anm. 37), 143 z. St.
- 42) Vgl. auch Cic. off. 1,31.
- 43) Vgl. Maximilian Forschner, *Die Stoische Ethik*, Darmstadt 21995, 202.
- 44) Vgl. Thomas Baier, *Seneca als Erzieher*, in: Th. Baier / G. Manuwald / B. Zimmermann (edd.), *Seneca: philosophus et magister*, Freiburg 2005, 49-62.
- 45) Vgl. Cic. de orat. 3,61.

THOMAS BAIER, Würzburg

Sollen wir Ihnen unsere  
Neueingangslisten aus  
dem Bereich der  
**Altphilologie** zuschicken?

[info@antiquariat-osthoff.de](mailto:info@antiquariat-osthoff.de)  
0931-572545

## A. Fachwissenschaft

In Zeiten, in denen die Erforschung der Wis-sensliteratur, die Wissens- und Wissenschafts-geschichte gerade auch in den Altertumswis-senschaften in hoher Blüte steht, liegt es für den sprachgeschichtlich interessierten Latinisten nahe, den Ursprüngen des Wortes *scire* auf den Grund zu gehen. Der Beitrag von ANDREAS WILLI im **88. Jahrgang** der *Glotta* („Lateinisch *scire* und Verwandtes“, 253-272) bietet dafür reiches Material. Der geneigte Leser lernt etwa, dass sich – etymologisch gesehen – *scurra* zu *scire* verhält wie „Witzbold“ zu „wissen“. Der gleiche Autor diskutiert im *Museum Helveticum* **70, Heft 2**, die Tradition, die den Dichtern EPICHRM und SIMONIDES die Einführung einiger Buchstaben in das klassische griechische Alphabet zuschreibt („Epicharmus, Simonides, and the ‚invention‘ of the Greek alphabet“, 129-140). LUCIANO CANFORA fasst noch einmal die Argumente für seine These, der berühmte ARTEMIDOROS-Papyrus sei ein Werk des notorischen Fälschers KONSTANTINOS SIMONIDES, zusammen („The so-called Artemidorus papyrus. A reconsideration“, 157-179).

Im *Rheinischen Museum* **156 (2013)** untermauert JAN DREßLER („Diogenes von Apollonia und die Entstehung des Gottesbeweises in der griechischen Philosophie“, 113-140) die in der Forschung bereits diskutierte These, dass der im Titel genannte Vorsokratiker eine wichtige Quelle für die Gottesbeweise in XENOPHONS „Memorabilien“ und PLATONS „Nomoi“ seien. MARKUS KERSTEN identifiziert ein Akrostichon in LUCANS *Bellum Civile* (2,600-608): *ipse nequit*. Es geht in diesen Versen um POMPEIUS, den die zögerliche Haltung seines Heeres zwingt, die Konfrontation mit CAESAR zunächst zu meiden und sich – so Lucans Gleichnis – wie ein Stier, der dem Kampf mit dem Rivalen aus dem Weg geht, zurückzu-ziehen. Wie auch immer man sich die Ergänzung des „Er selbst kann nicht ...“ vorstellt (... siegen, ...erfolgreich zurückkehren) – eine sinnvolle Verbindung zum Inhalt der betreffenden Verse lässt sich durchaus herstellen. WALTER BURKERT beschäftigt sich („Nochmals: Thales und die

Sonnenfinsternis“, 225-234) mit der Frage, ob und auf welchen griechischen und/oder babylo-nischen Wissensbeständen fußend THALES VON MILET, wie von Hdt. 1,74 berichtet, tatsächlich die Sonnenfinsternis des Jahres 585 v. Chr. hat voraussagen können. SPYRIDON TZOUNAKAS („Sectis unguibus (Hor. carm. 1,6,18)“, 288-292) nimmt die berühmten spitz oder scharf gefeilten oder geschnitten Nägel der Mädchen bei HORAZ als Ausgangspunkt für Betrachtungen über die metapoetische Bedeutung des Fingernagels. GER-LINDE BRETZIGHEIMER liefert eine ausführliche Strukturanalyse und Gesamtinterpretation des lukianischen Gastmahls („TAKTH ATAËIA: Zu Struktur und Deutung von Lukians Symposion“, 314-352).

Im **3. Heft** des *Hermes* (**2013**) untersucht HARTMUT WULFRAM („Von Alexander lernen. Augustus und die Künste bei Vitruv und Horaz“, 263-282), zwei Stellen in der augusteischen Literatur (VITRUV *2 praef.* und HOR. *epist.* 2,1, laut Wulfram sind es gar die einzigen), in denen ALEXANDER d. Gr. als Vorbild für AUGUSTUS erscheint, und zwar beide Male in Verbindung mit den Künsten. CHRISTIANE REITZ („Describing the invisible – Ovid’s Rome“, 283-293), deren Beitrag – wie der vorige – dem scheidenden Herausgeber SIEGMAR DÖPP gewidmet ist, nimmt hinsichtlich der allgemein angenommenen Hypothese, dass Dichter in ekphrastischen Stadt-beschreibungen in einen Wettkampf mit den bil-denden Künsten träten, eine skeptische Position ein. KARLA POLLMANN („Establishing Authority in Christian Poetry of Latin Late Antiquity“, 309-330) identifiziert Formen der Transformation traditionell-paganer Topoi von Dichterweihe und göttlicher Inspiration in der christlichen lateinischen Dichtung. MARCUS DEUFERT („Vergilische Prosa?“, 331-350) tritt den Beweis dafür an, dass die in MACROBIUS’ *Saturnalien* 1,24,11 überlieferten Zitate aus einem Brief des VERGIL an AUGUSTUS nicht authentisch seien. ABRAHAM P. BOS („Pneuma as Quintessence of Aristotle’s Philosophy“, 417-434) braucht nur 18 Seiten, um nicht nur das Pneuma als das Konzept vorzustel-len, das zumindest die nicht ethisch-politischen

Schriften des ARISTOTELES im Kern zusammenhält, sondern auch die viel diskutierte Definition der Seele (*Anim.* II 1,412b5-6) zu erklären. Dass der Autor das aristotelische Gesamtwerk für eine in sich völlig stimmige Einheit hält und einen Entwicklungsprozess, der notwendigerweise eine Unvollkommenheit von nachweislich frühen Theorien oder innere Widersprüche zwischen frühen und späten Teilen implizieren würde, kategorisch ausschließt, ist dabei hilfreich.

In den beiden letzten Heften des **108. Jahrganges (2013)** der **Classical Philology** findet sich ein interessanter Beitrag, der die Leontios-Episode in PLATONS Staat untersucht (RANA SAADI LIEBERT, „Pity and Disgust in Plato’s Republic“, 179-201). Die Anekdote dient im 4. Buch, 439e, dazu, den *thymos* als dritten Seelenteil einzuführen. Leontios soll einmal die voyeuristische Lust verspürt haben, die Leichen Exekutierter zu betrachten, in dem Moment aber, in dem diese Lust in ihm über die Vernunft siegte, Zorn auf sich selbst verspürt und diesem Ausdruck verliehen haben. Jenen Zorn weist SOKRATES dem *thymos* zu, der so als etwas von der Vernunft und vor allem der Begierde (*epithymia*) Unterschiedenes eingeführt wird. Man kann diese Episode auch erklären, ohne das Gefühl des Mitleids in die Interpretation einzubeziehen. Die Autorin tut jedoch genau dies, und auch wenn man mit ihr nicht einer Meinung sein mag, ist ihr Beitrag eine anregende Lektüre. Nicht nur für Gräzisten, auch für Latinisten, die sich für den Begriff der *humanitas* etwa bei CICERO interessieren, ist der Aufsatz von MATTHEW R. CHRIST („Demosthenes on Philanthropia as a democratic virtue“, 202-222) von Interesse. KLAAS BENTEIN gibt einen diachronen Überblick über die Verwendungsweise der Konstruktion εἰμί bzw. ἔχω + Partizip in der griechischen Literatur von HOMER bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. („Verbal Periphrasis in Ancient Greek“, 286-313).

Im **Philologus 157/2 (2013)** untersucht RENATE SCHLESIER die in den Überresten von SAPPHOS Dichtung erhaltenen weiblichen Eigennamen. Sie vertritt die Ansicht, dass aus der Tatsache, dass diese Namen (oder viele von ihnen) – später – auch für Hetären gebräuchlich waren, folge, dass Sappho, wenn sie ihre Mädchen

als *hetairai* anspricht, auch diese professionelle Konnotation im Sinn gehabt haben könnte. GIULIA MARIA CHESI („Antigone’s Language of Death and Politics in the Antigone of Sophocles“, 223-236) stellt den hohen Grad an politischem Bewusstsein heraus, der aus den Worten der sophokleischen Antigone spricht, wenn sie ihr eigenes Handeln reflektiert. ARJAN AMOR NIJK („The Rhetorical Function of the Perfect in Classical Greek“, 237-262) erörtert die Funktion des griechischen Perfekts anhand von Beispielen vornehmlich aus DEMOSTHENES. Wer in spätantiken Texten ein wenig bewandert ist, dem ist aufgefallen, dass sowohl christliche als auch pagane Autoren gleichermaßen von oder zu Gott oder Göttern – im Singular und im Plural – sprechen und es ein schwieriges und gefährliches Unterfangen ist, daraus Rückschlüsse auf ihre persönliche religiöse Überzeugung zu ziehen. NICOLA HÖMKE („Reden zu Gott, beten zu Göttern, 315-337) untersucht dieses Phänomen anhand von AUSONIUS, dem in der Vergangenheit immer wieder vorgeworfen wurde, ein „lauer“ Christ gewesen zu sein. THOMAS HAYE schließlich stellt „Heinrich Hudemann (ca. 1595-1628) – Holsteins Horaz“ vor (338-360).

Aus dem **Neulateinischen Jahrbuch 15 (2013)** sei die kritische Edition der kurzen Schrift *Errores legis Mahumeti* des JOHANNES VON SEGOVIA (um 1397-1458) von ANNA BÜNDGENS, IRINA GLYNINA und acht weiteren Autorinnen und Autoren hervorgehoben (27-69). Sie ist unter der Leitung von LENKA JIROUŠKOVÁ (Mittellatein) und ULLI ROTH (Theologie) im Rahmen eines Seminars an der Universität Freiburg entstanden. Der Text ist ein hoch interessantes Zeugnis der Auseinandersetzung eines westlichen humanistisch gebildeten Theologen mit dem Koran, entstanden vermutlich noch vor Johannes’ Koranübersetzung, also vor 1455. MARTIN KORENJAK („Pulcherrimus foecundissimusque Naturae hortus. Berichte über botanisch motivierte Bergbesteigungen im 16. Jahrhundert“, 197-218) zeigt, wie sich aus anfänglich wissenschaftlich-botanisch motiviertem Interesse an der Flora einzelner Berge (die neuzeitliche wissenschaftliche Botanik begann ja im 16. Jahrhundert mit der Katalogisierung des Pflanzenbestandes klar defi-



nierter, abgegrenzter Gebiete, vornehmlich von Bergen und Fürstengärten) eine neue, auch ästhetisch bewusste Sichtweise auf Berge und Gebirge entwickelte. WALTHER LUDWIG, der unermüdlige Nestor der deutschen Neolatinistik, erhellt Struktur und Aufbau der *Emblemata Horatiana* des OTHO VAENIUS (219-229) vor. Der niederländische Maler OTTO VAN VEEN, Lehrer von RUBENS, hatte 1607 eine Emblemsammlung herausgegeben, deren Bilder nicht von eigens geschaffenen Epigrammen begleitet werden, sondern von thematisch passenden Zitaten zunächst von HORAZ, dann aber auch von anderen antiken Autoren. Mehrere Ausgaben der *Emblemata* sind im Internet frei zugänglich – es lohnt sich, hineinzuschauen.

## B. Fachdidaktik

**Heft 1/2014 des Altsprachlichen Unterrichts** befasst sich mit LIVIUS, einem Autor, der zwar immer noch zum festen Kanon der Schulautoren zählt, aber seit längerem eher in zweiter Reihe steht. Dies mag auch daran liegen, dass die von Livius durch *exempla* der römischen Frühgeschichte propagierten Werte (*virtus, pietas, disciplina, concordia* usw.) zumal auf Oberstufenschüler recht „angestaubt“ und für die komplexe Lebenswirklichkeit der Gegenwart kaum wegweisend oder gar modellhaft wirken. Zugleich lässt die häufig hohe sprachliche Komplexität die Lektüre schnell zäh geraten: „Die Erstbegegnung mit Livius hat es auch für Oberstufenschüler in sich“ (FUCHS, S.42). – ANDREAS HENSEL stellt in seinem gehaltvollen Basisartikel „Livius – didaktische Multivalenz oder *lactea ubertas*?“ Perspektiven einer modernen Didaktik für Livius vor. Er verweist zunächst auf dessen Vorzüge wie die psychologisch-dramatische Erzählweise, die zumindest teilweise vielschichtige Charakterdarstellung sowie die Veranschaulichung abstrakter Werte am Handeln konkreter Figuren. Allerdings gehöre zur Livius-Lektüre unbedingt eine gründliche, über Textpragmatik und die textimmanente (augusteische) Wertewelt hinausgehende Interpretation und ideologiekritische Reflexion. Zudem ließen sich zahlreiche Rezeptionsdoku-

mente in der Literatur und bildenden Kunst für den Unterricht fruchtbar machen. Abschließend gibt HENSEL Anregungen für die konkrete Unterrichtsgestaltung: Sequenzbildung (mit Textvorschlägen aus der ersten Dekade), geeignete Stellen für Einstiege, Varianten der Satz- und Texterschließung (gerade bei sprachlich komplexen Passagen) sowie für die Interpretation. – Im PRAXIS-Teil bietet dann HANS-JOACHIM GLÜCKLICHS Beitrag „Auf dem Weg zur *virtus*. Mucius Scaevola, Cloelia – und Lars Porsenna“ neben den mit Vokabelangaben aufbereiteten Texten (2,12; 13,1-11; teilweise zweisprachig) eine ausführliche Interpretation (PORSENNA bewundert CLOELIA mehr als MUCIUS; Porsenna als „heimlicher Held“ und Gegenentwurf zu TARQUINIUS SUPERBUS). Der Vergleich mit drei Gemälden (BALDUNG, CAVALLINO, LEBRUNS) und einem „Sandalenfilm“ von 1960 soll das Textverständnis der Schüler vertiefen. Aus der Fülle von Arbeitsaufträgen zur Texterschließung, Übersetzung und Interpretation scheint eine Auswahl angemessen, nicht nur um mit den veranschlagten 6-8 Unterrichtsstunden auszukommen. Obwohl die Einheit für das 6. oder 7. Lateinjahr gedacht ist, findet sich die von HENSEL angemahnte ideologiekritische Betrachtung nicht, sieht man vom kurzen Vergleich mit der Gegenwart (Mucius und seine Gesinnungsgenossen erinnerten an „Selbstmordattentäter aus Terrorgruppen“, S.17) und der Frage ab, warum Cloelia nicht *mulier-tus* (statt *virtus*) zugesprochen wird. – NORBERT SIEMER schlägt für die Sek. II zwei Sequenzen zu SCIPIO/HANNIBAL und (deutlich kürzer) zu AEMILIUS PAULLUS/König PERSEUS vor, da Livius „historische Persönlichkeiten literarisch bewusst zu den wesentlichen Trägern der Geschichte“ (S. 27) gestalte. Nach gründlicher Beschäftigung mit der Praefatio (zweisprachig) sollen einige Kernstellen übersetzt werden, u. a. zum Charakter Hannibals und Scipios. Die Texte wurden als Arbeitsblätter mit Vokabelangaben und Interpretationsfragen kompakt aufbereitet. Die Textauswahl beschränkt sich auf Wesentliches, die Aufgaben (ohne Vorschließung) tragen deutlich zu einem vertieften Textverständnis bei und stellen auch Bezüge zur politischen Gegenwart her (Vergleich Rom – USA/Obama). Doch bleibt für die Lehrkraft

noch einiges zu tun, nicht zuletzt die Vermittlung der historischen Zusammenhänge. – JÜRGEN MÖLLER lässt Schüler der Sek. II an der Figur des Camillus, die Livius „als Modell für seine Auffassung einer idealen politischen Ordnung“ (S.38) gestalten, Bezüge zum Prinzipat des AUGUSTUS herstellen. So werde indirekt Zustimmung deutlich (religiöse Erneuerung), aber auch Ablehnung (übermäßige Ehrungen). Problematisch wird der Vergleich – Möller räumt dies selbst ein – im Bereich der politischen Ideologie, da „sich die Ausprägung der Herrschaft des Augustus weit von der Stellung eines Camillus entfernt hat“ (S.40). Die Livius-Texte werden arbeitsteilig erschlossen (Gruppenpuzzle), in Bezug zur Errichtung des Prinzipats gesetzt (Info-Text), die Ergebnisse dann als Lernplakat gestaltet. Hier sind wahrscheinlich weitere Instruktionen des Lehrers nötig. – Mit der Episode vom Lehrer in Falerii (5,27) schlägt JOHANNES FUCHS einen Stoff zur Behandlung vor, der für Schüler inhaltlich motivierend sein dürfte. Der Text weist zudem gehäuft für Livius typische erzählerische Mittel auf, thematisiert zentrale römische Wertbegriffe, bietet Leerstellen für kreatives Arbeiten, erfährt eine breite Rezeption in der Malerei (für den Einstieg) und – ist relativ kurz. Der erste Teil (27,1-9) wird auf einem Textblatt schülerfreundlich aufbereitet (zahlreiche Angaben, teilweise kolometrische Anordnung), der Rest zweisprachig gegeben. In drei Gruppen sollen „Stilexperten“ dann erzählerische Mittel aufspüren und eine Spannungskurve erstellen, „Ethikexperten“ eine Rechtfertigungsrede des Lehrers (bei Livius) verfassen und „Ideologexperten“ die hier vorgeführten *exempla* herausstellen und kritisch hinterfragen; ein Konzept, das Schülern mehr Lust auf Livius machen kann. – Ausgehend von der Geschichte des TITUS MANLIUS TORQUATUS und seines Sohnes (8,8) möchte RICARDA MÜLLER das Thema „Das Einverständnis des Verurteilten“ durch ausgewählte Werke der europäischen Literatur verfolgen lassen: KLEISTS „Prinz Friedrich von Homburg“, BRECHTS „Die Maßnahme“ und schließlich KAFKAS „Prozess“. Nach Lektüre und Interpretation der Kernstelle bei Livius (Textblatt kolometrisch, aber ohne Hilfen) erfolgt der Vergleich mit Auszügen aus den späteren Werken in

arbeitsteiliger Gruppenarbeit oder als fächerübergreifendes Projekt, wobei u. a. ein beliebiger Punkt der Handlung zu einem alternativen Ende geführt werden soll. Ein für engagierte und literarisch interessierte Schüler reizvolles, aber auch zeitintensives Vorhaben. – Im MAGAZIN schlägt SYLVIA FEIN vor, Hannibals Weg über die Alpen (34,5 -38,1) mit Hilfe des interaktiven Whiteboards zu begleiten, und verweist dabei auf die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten dieses Mediums, auch in Kombination mit dem Internet. – Macht dieser AU-Band nun wieder Lust auf Livius? Der Eindruck bleibt zwiespältig: Einerseits bemühen sich die Autoren erkennbar, der Textmenge und sprachlichen Komplexität durch Beschränkung auf Kernstellen, zahlreiche Angaben (vielleicht immer noch zu wenig), vorbelastende Texterschließung, arbeitsteilige Gruppenarbeit und zweisprachige Textpräsentation zu begegnen. Andererseits sind die Beiträge didaktisch zwar durchweg solide konzipiert, in ihrer Mehrzahl aber auch nicht dermaßen originell oder gar innovativ, dass man für ihre Erprobung sofort zum Livius greifen möchte.

ROLAND GRANOBIS

In Heft 121/1 (2014) der Zeitschrift **Gymnasium** sind drei Aufsätze versammelt, die auf Vorträgen des Thementages „Martialis 2012: Tradition – Rezeption – Didaktik“ an der Universität München beruhen. Sie repräsentieren mit je eigenen Akzentsetzungen eine wesentliche Richtung der neuesten Martialphilologie. Diese könnte man vereinfachend mit der Überschrift „Martialis und die anderen“ versehen. Terminologisch treffender erfasst man diese Strömung durch die methodische Gemeinsamkeit eines im engeren Sinn intertextuellen Ansatzes. – M. JANKA, „Neue Wege und Perspektiven der Martialforschung“, Seite 1-18. – MARGOT NEGER, „Ille ego sum nulli nugarum laude secundus“. Martialis Strategien der Selbstkanonisierung“, 19-43. Martialis Epigrammkorpus ist von einem hohen Grad an Selbstreferenzialität geprägt. Obwohl die Gattung der Epigrammatik in der literarischen Hierarchie der Antike einen vergleichsweise niedrigen Stellenwert einnahm, versucht Martialis wiederholt, seinem poetischen Werk kanonischen Status

zu verleihen. Dies geschieht im Rahmen einer direkten und indirekten Auseinandersetzung mit „klassischen“ Vorbildern (hier v. a. OVID), deren poetologische Diskurse Martial aufgreift und den Konventionen seines Genres anpasst. Die Versuche des flavischen Dichters, es mit den literarischen Größen der Vergangenheit aufzunehmen, bewirken nicht selten komische Effekte. – S. LORENZ, „Martial und Quintilian (Epigr. 2,90)“, 45-68. In Epigramm 2,90 spricht Martial QUINTILIAN an und eröffnet dem berühmten Redelehrer, dass eine öffentliche Karriere, wie sie durch eine rhetorische Ausbildung ermöglicht wird, für ihn undenkbar wäre. Dabei scheint der Epigrammatiker direkt auf Haltungen Quintilians zu reagieren, denn viele Motive, die Martial in dem Gedicht anspricht, kommen auch in Quintilians – allerdings später veröffentlichter – *Institutio oratoria* zur Sprache. Vor diesem Hintergrund sind auch Martials Aussagen zum Ideal eines glücklichen Lebens zu verstehen, die mehrfach als Ausdruck eines epikureisch geprägten Denkens und Fühlens gedeutet wurden, tatsächlich aber nicht auf eine philosophische Richtung festgelegt werden können. Das Zusammenspiel des Gedichts mit den vorangehenden und folgenden Epigrammen zeigt zudem, dass Martial Quintilian hier in einen komischen Kontext integriert. – NINA MINDT, „Cicero und Seneca d. J. in den Epigrammen Martials“, 69-89. In den Epigrammen Martials lässt sich eine starke Präsenz kanonischer Autoren griechischer und vor allem lateinischer Sprache ausmachen. Das ist beim Dichter aus Bilbilis, der zahlreiche meta-poetische Epigramme geschrieben hat, kein Wunder: Er verhandelt über Literatur – und so zieht auch Literaturgeschichtliches in seine Epigramme ein. Beachtenswert ist jedoch die Berücksichtigung von Prosaautoren. Vor allem der Klassiker der lateinischen Prosa, CICERO, wird relativ häufig explizit genannt und für mehrere Zwecke und in verschiedene Untergattungen des Epigramms integriert. SENECA hingegen schreibt sich mit seinem neuen, pointierten Prosastil auf andere Art in Martials Gedichte ein. Mit den kurzen Epigrammen Martials kann man somit auf meist recht unterhaltsame Weise ein wenig römische Literatur- und Stilgeschichte wiederholen, denn

man behandelt zugleich Martial als Autor (die Epigramme als solche lesend) und als Rezipient (nach dessen Rezeption und Konstruktion des jeweiligen Autor-Bildes fragend). – In der Rubrik „Berichte und Diskussionen“ zu lesen: H. SOLIN, „Graffiti aus Pompeji. Bemerkungen zu einer neuen Veröffentlichung“, 91-105.

In Heft 121/2 (2014) sind folgende Beiträge zu studieren: M. HOSE, „Herodot. Der Vater der Geschichtsschreibung im Horizont der Globalisierung“, 109-130. Der Beitrag analysiert mit HERODOTS Geschichtswerk einen Grundlagentext für „die wirklichen Anfänge der Globalisierung“ (P. SLOTERDIJK) in der Antike. Er zeichnet nach, wie bei Herodot durch den vielschichtigen Begriff *aitie* eine Verbindung von Ereignissen zu einem historischen Gesamtzusammenhang gelingt, der ein wesentliches Merkmal von ‚Globalisierung‘ erfüllt: eine Auffassung von Welt, in der Geschehnisse als miteinander in Verbindung stehend gedacht sind. Das Geschichtswerk verstärkt diese Auffassung zudem durch den Nachweis grundlegender Gemeinsamkeiten der Menschen ungeachtet ihrer Verschiedenheit sowie durch den Aufbau eines Konzepts einer allgemein gültigen Zeit. – TH. KUHN, „Akribeia in Geschichtsschreibung und Roman: Von Thukydides zu Chariton“, 131-153. In seiner Studie „Greek Identity and the Athenian Past in Chariton: The Romance of Empire“ (Groningen 2007) deutet STEVEN D. SMITH CHARITONS Verwendung von *akribos* als Destabilisierung von THUKYDIDES’ Genauigkeitsanspruch. Die Interpretation erweist sich bei genauerer Prüfung als problematisch: Charitons Wortgebrauch verweist nicht speziell auf Thukydides, überdies ginge eine mögliche *akribeia*-Kritik an Thukydides’ Aussagen vorbei. Der Vergleich der Autoren offenbart indes tiefe Differenzen zwischen Thukydides’ an der objektiven Wirklichkeit orientierter (=historiographischer) und Charitons auf Detailgenauigkeit zielender (= fiktionaler) *akribeia*, wie besonders am unterschiedlichen Charakter metanarrativer Aussagen bei Thukydides und Chariton zu erkennen ist. – K. EHLING, „Alexander von Stauffenberg und sein Bild von Konstantin dem Großen“, 155-182. Der 1964 verstorbene Althistoriker ALEXANDER VON STAUFFENBERG



gehörte seit 1923 dem engeren Gefolge STEFAN GEORGES an. Von Stauffenberg verstand sich zeit seines Lebens als Historiker und Dichter und er lebte, typisch für den George-Kreis, als Wissenschaftskünstler. In den 1930er Jahren beschäftigte er sich im Zusammenhang mit der Frage nach Aufstieg und Rolle der Germanen im römischen Reich intensiv mit KONSTANTIN DEM GROßEN. Er meinte dabei so etwas wie eine ‚Reichsidee‘ Konstantins greifen zu können, in der Germanentum und Christentum eine planvolle Synthese eingegangen seien. Obwohl sich diese Vorstellung bei genauerer Betrachtung als ahistorische Konstruktion herausstellt, besitzen seine Überlegungen einigen heuristischen Wert: Wenn selbst AUGUSTUS schwerlich über einen ‚Reichsgedanken‘ verfügte, wäre zu fragen, wie es sich mit TRAIAN, THEODOSIUS I., IUSTINIAN I. oder IULIAN verhält.

In **Gymnasium, Band 121 (2014), Heft 3** sind zu lesen: A. BIERL, „Choreia‘ und Fest“, 217-239. – CHR. HILD, „Catullische Motive in Alfred Tennysons ‚Lilian‘“, 241-262. Der im Viktorianischen Zeitalter als Lyriker gefeierte ALFRED TENNYSON (1809-1892) hegte große Bewunderung für den römischen Dichter C. VALERIUS CATULLUS (ca. 84-54 v. Chr.), von dessen *Carmina* er insgesamt neun rezipierte. Die Figur Lilian weist in dem gleichnamigen „*lady-poem*“ viele Gemeinsamkeiten mit der *puella Lesbia* auf, die der Ich-Sprecher bei Catull in ein ewiges Liebesbündnis einbinden möchte. Die Biographien von Tennyson und Catull ähneln sich darin, dass beide nach einschneidenden Veränderungen im privaten Bereich ein distanzierteres Verhältnis zu den jeweiligen moralisch erstarrten Gesellschaftsformen – dem viktorianischen Empire und der späten römischen Republik – aufbauten. In dem Artikel werden Motive von „Lilian“ auf bisher in der Forschung nicht berücksichtigte Parallelen zu Catulls *Carmina* über Lesbia zurückgeführt und vor dem Hintergrund der Lebensumstände beider Dichter verglichen. – B. SIMONS, „Cassius Dio und der Germanenfeldzug Caracallas von 213 n. Chr. Zur Zielsetzung einer ungewöhnlichen ethnischen Bezeichnung“, 263-283. Aus dem Werk CASSIUS DIOS ist über byzantinische Exzerptoren eine militärische Aktion des Kaisers CARACALLA gegen ger-

manische Stämme namens Ἀλβαννοί, Ἀλαμβαννοί oder Κέννοι überliefert. Die unbekanntenen ethnischen Bezeichnungen wurden zunächst lange Zeit als Erstnennung der Ἀλαμαννοί, der „Alamannen“ beurteilt. Diese Erstnennung ist seit 1984 heftig umstritten. Der vorliegende Beitrag will diese Debatte nicht fortsetzen, sondern den Blick auf die Intention des Autors legen, mit der er die den Zeitgenossen unbekanntenen Ethnien aufgeführt haben soll. Es zeigt sich im Rahmen der Gesamtdarstellung, insbesondere der Darstellung der Auseinandersetzungen mit Germanen seit CAESARS Rheinüberquerung, dass Cassius Dio auch diesen Feldzug in ein Muster einfügt und daher auch die unbekanntene Ethnie erwähnt, um zu einem maßvolleren und zurückhaltenden Vorgehen jenseits des Rheins zu mahnen. – U. WALTER, „Zum Zerfall verdammt? Ein neuer Blick auf die Führungsschicht der römischen Republik im 2. Jahrhundert v. Chr.“, 285-291.

Titelthema des **Heftes 2/2014** der Zeitschrift **Antike Welt** sind „Häfen in der Antike“. Vier Beiträge greifen dieses Thema auf, darunter „Die Häfen des Minos – Auf der Suche nach den Grundlagen der minoischen maritimen Macht“ von TH. GUTTANDIN, D. PANAGIOTOPOULOS, H. PFLUG und G. PLATH (15-24). – „Hafendarstellungen der römischen Kaiserzeit – Bedeutung und Realitätsgehalt“ von ST. FEUSER (25-30). – „Von und nach Konstantinopel – Häfen an den Balkanküsten des byzantinischen Reiches“ von D. HEHER, E. KISLINGER, A. KÜLZER, J. PREISER-KAPPELLER und G. SIMEONOV (31-36).

„Syrien – Kulturschätze im Bürgerkrieg“ ist der thematische Schwerpunkt in **Heft 3/2014**, darunter z. B. „Wahre Kunst bleibt unvergänglich? – Zerstörung und Plünderung am Tell Halaf“ von L. MARTIN (8-14). – „Archäologie im Bürgerkrieg – Syriens Kulturgüter in Gefahr“ von KARIN BARTL und FRANZISKA BLOCH (15-20). – „Größe ist relativ – Baalbek und das syrische Tempelnetz“ von H. WIENHOLZ (28-33). – „Archäologie und Politik – Arbeitsbedingungen für Archäologen in Spannungsfeldern der Politik“ von G. NEUMANN und H. WIENHOLZ (34-36): Die Tagung des Deutschen Archäologenverbandes geht der Frage nach, wie sich politische Ereignisse auf die Arbeit der Archäologen auswirken, aber auch welchen Bei-

trag die Archäologie zur Befriedung leisten kann – brisante Themen, die im Juni 2014 in Münster zur Sprache kamen. – Weitere Beiträge: „Die ‚gottlosen‘ Philosophen vor Gericht – Der Streit um das philosophische Weltbild im antiken Athen“ von J. DRESSLER (77-81): „Gottlosigkeit“ war ein Straftatbestand in der Antike. Der Philosoph SOKRATES musste sich diesem Vorwurf vor Gericht stellen. War dies politisch motiviert oder gerechtfertigt? – „Numquam plus ago, quam nihil cum ago. Von tätigem Nichtstun und geselligem Alleinsein“, von KL. BARTELS (97).

Das **Heft 2/2014** der Zeitschrift **Zeit. Geschichte – Epochen, Menschen, Ideen** befasst sich mit „Augustus. Roms erster Kaiser“ mit gut 20 Beiträgen namhafter Autoren, etwa W. DAHLHEIM, „Herrscher und Heiland. Gefürchtet wurde er und verehrt: Das Leben des Augustus – und warum es uns bis heute fesselt“ (14-20). – ERIKA SIMON, „Im Panzer gibt er richtig an. Was antike Bildnisse verraten“ (21). – W. DAHLHEIM, „Augustus' Reich. Politik, Handeln und Alltag zur Zeit des ersten römischen Kaisers“ (22-25). – MARIA DETTENHOFER, „Gnadenlos erfolgreich. Wie Octavian zu Augustus wurde. Stationen eines blutigen Aufstiegs“ (26-33). – M. PROBST, „Geliebt, gelobt, verbannt. Ovid, der Dichter der ‚Metamorphosen‘ musste auf Geheiß des Kaisers ins Exil“ (44f.). – K. DIETZ, „Eine teure Truppe. Wie Augustus sich das Heer untertan machte und woher er das Geld dafür nahm“ (46-51). – Ein Dutzend Artikel wäre noch zu nennen, ich verweise noch auf „Das große Vorbild. Der Historiker ALEXANDER DEMANDT über Augustus und seine Nachfolger von der Antike bis heute“ (98-105).

Das Titelthema der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, **Heft 1/2014** lautet: „Was nicht im Alten Testament steht. Unbekannte Schriften von Juden und Christen“. **Heft 2/2014** ist den „Evangelisten“ gewidmet: MARKUS, MATTHÄUS, LUKAS, JOHANNES ... bekannte Namen. Aber kennt man tatsächlich biografische Daten der vier Evangelisten? Lukas etwa ist als Arzt bekannt, Johannes als der Lieblingsjünger Jesu. Doch bei näheren Forschungen stößt man auf vier anonyme Jesus-Biografien, die erst im 2. Jh. mit Verfassernamen verbunden wurden – und nicht nur mit Namen, sondern auch mit den Evangelistensymbolen Stier, Adler, Löwe und Mensch.

Die Evangelien sind in Gemeinden entstanden, zu einer Zeit, als die Augenzeugen starben. Diese Gemeinden halten die Erinnerung an JESUS schriftlich fest – und so scheinen viermal spezielle Fragen, Konflikte und Lebensbedingungen durch. Auf der Suche nach den unbekanntesten Gemeinden, nach den Überlieferungsprozessen und Vorlagen der Evangelien stößt man auf die Welt der ersten Jahrhunderte und die Gründe dafür, warum wie heute vier und nicht nur ein einziges Evangelium im Neuen Testament lesen können.

In **Heft 1/2014** der Zeitschrift **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** untersucht P. KUHLMANN „Lernpsychologische Voraussetzungen für das Verstehen von Texten und Übersetzungs- sowie Erschließungsverfahren“ (1-24).

In den **Litterae Saxonicae**, **Heft 1/2014**, geben FELICITAS BUHL und M. KORN „Museumspädagogische Hinweise zur Führung von Kindern und Jugendlichen durch die Sammlungen des Archäologischen Nationalmuseums Athen“ (3-29).

In **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg**, **Heft 2/2014** gratuliert ST. KIPF dem langjährigen Berliner DAV-Vorsitzenden PETER LOHE zum 80. Geburtstag. – PETRA RABL berichtet in „Harvard meets Wilmersdorf – Gladiatorenspiele in der Aula“ (24f.) von einem beeindruckenden Vortrag der Harvard-Professorin KATHLEEN COLEMAN am Marie-Curie-Gymnasium. – Es folgen mehrere Veranstaltungs- und Projektberichte bis hin zum Potsdamer Sommerfest der Klassischen Philologen mit einem Vortrag von Prof. Dr. HELLMUT FLASHAR „zur Griechischen Tragödie in Potsdam“ und der Aufführung des selbstverfassten Stücks „De Amore“ des *Grex Potsdamiensis*. Den Abschluss bildet eine Fotostrecke zum DAV-Kongress in Innsbruck, zu dem viele Teilnehmer aus Berlin und Brandenburg angereist waren und bei dem Berlin zum nächsten DAV-Kongressort 2016 gekürt wurde.

Kürzlich ist der **15. Band/2014** der Zeitschrift **Pro Lingua Latina** des gleichnamigen Aachener „Vereins zur Förderung der Lateinischen Sprache in Schule und Öffentlichkeit“ im Umfang von 192 Seiten erschienen (vgl. [www.pro-lingua-latina.de](http://www.pro-lingua-latina.de)). Natürlich steht das Karlsjahr und die Feierlichkeiten in der Stadt Aachen im Mittel-

punkt, der Band gibt aber auch beredt Zeugnis von der Fülle und Vielfalt der Aktivitäten des Vereins. Unübertroffen sind die Mitglieder und Freunde von PLL in der Chronogrammproduktion, allen voran H. KRÜSSEL. Zur Zeit gibt es zu jedem Weltmeisterschaftsspiel das obligatorische Chronogramm; da versteht es sich von selbst, dass die Abteilung „Chronogrammata 2014“ sehr umfangreich ist (S. 12-29 und auf vielen weiteren Seiten). Kürzere und umfangreiche Artikel bieten Einblicke in den Lateinunterricht, etwa VANESSA GARIUS „Seneca saepe noster. Christliches bei Seneca“ (20-26); B. SEIDL, „Die Philosophie als Führerin durch das Leben“ (27f); VALERIE DJIE, „Angst vor dem Tod? Senecas Stellungnahme in einem Brief an Lucilius“ (29f). M. KAUSSEN berichtet vom Erfolg der Klasse 8c beim Bundeswettbewerb Fremdsprachen mit einem Film zum Thema Plagiat: „Plagiatoren erfolgreich auf der Spur. Vorerst gescheitert?! – Ganz im Gegenteil!“ (31-37). „Hochwasserkatastrophen – *Tristissimae Inundationes*“ in Gegenwart und

Vergangenheit (45-61) sind Gegenstand historisch-philologischer Beschäftigung; so findet man von SIMON SPEYERT VAN DER EYK lateinische Distichen „Auf die große Trauer bringende Überschwemmung des Jahres 1809“ (64-71). – Eine Parisreise „Auf römisch-lateinischen Spuren bis in die Neuzeit“ findet breiten Niederschlag in mehreren reich illustrierten Reisebeiträgen (87-113). Man müsste hier noch vieles erwähnen, etwa von ANNNIKA FREITAG, „Wahlkampftipps made by Cicero. Aktualität des *commentariolum petitionis* am Beispiel der Bundestagswahl 2013“ (156-164) oder das „Rätsel um einen kupfernen Stempel“ mit einer lateinischen Aufschrift um ein Kleeblatt herum angeordnet „*Fronde Super Viridi Vicinos Frondibus Ornat*“ (169f). Es versteht sich von selbst, dass der Band mit einer Kaskade von Chronogrammen endet, auf den Wahnsinn des Ersten Weltkriegs, auf Geburtstage und Todestage historischer Persönlichkeiten, auf wichtige Ereignisse und andere Denkwürdigkeiten. – In diesem Band 15 muss man selber blättern.

JOSEF RABL

## Besprechungen

Rainer Nickel: *Der verbannte Stratege – Xenophon und der Tod des Thukydides*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Philipp von Zabern) Darmstadt 2014. 144 S., € 29,95 (ISBN 978-3-8053-4755-6).

THUKYDIDES – als *Scriptor rerum* Begründer der historischen Monographie, in diesem Falle über den Peloponnesischen Krieg (431-404 v. Chr.) zwischen den Hauptmächten des perikleischen Zeitalters samt ihrer verschiedenen und wechselnden Verbündeten, als *Auctor rerum* (SALL. *Cat.* 3, 1 f.) Athener Stratege ebenda bis zu seiner Verbannung im Winter 424/23 nach dem Verlust von Amphipolis im Westen Thrakien an Sparta (IV 104-06). Und XENOPHON von Athen übernimmt in seinen *Hellenika* den Stab, wo Thukydides abbricht – im Sommer des Jahres 411 nach der Seeschlacht bei Kynossema („Hundsgrab“), einem Vorgebirge am Hellespont. NICKELS (N.) Darstellung kombiniert überliefertes Quellenmaterial – neben den genannten besonders Xenophons „Kriegstagebuch“ *Anaba-*

*sis* – mit literarischer Fiktion und rekonstruiert aus historisch gesichertem und authentisch plausiblen eine zusammenhängende Erzählung vom Friedensvertrag des Jahres 404 bis zum erfolgreichen Ende des ‚Zugs der Zehntausend‘ an die Schwarzmeerküste 400. Dieses Verfahren stellt N. in die bereits antike, aber auch moderne (CHR. MEIER) historiographische Tradition (S. 7; vgl. Thuk. I 22, 1), und man ist sogleich an zeitgenössische Formen medialer Aufbereitung von historischen Stoffen („History-Doku“) samt ihrem ‚Dreieck‘ aus objektiver Darstellung, Fiktionalität und didaktischer Intention erinnert. Zentrales Thema ist der Tod des Thukydides, für den es belastbare Belege keine, Theorien seit dem Altertum in ganz unterschiedliche Richtungen gibt, was Todesort (PAUSANIAS: Athen, PLUTARCH: Thrakien) wie -umstände (gewaltsam, Unfall) angeht (S. 19 f.): DIDYMOS (Chalkenteros, 1. Jh. v. Chr.) geht davon aus, dass der aus dem thrakischen Exil nach Athen Zurückberufene in



den Wirren der ‚Dreißig‘ erschlagen wurde, und Xenophon (= N.) verwahrt sich, damit Etwas zu tun gehabt zu haben – was ihm L. CANFORA (Die verlorene Geschichte des Thukydides) 1990 (orig. *Storie di oligarchi* 1983) zu unterstellen scheint (S. 68-70; 94) und daraus ein thukydideisch-xenophontisches Geschichts-Triptychon ‚kreieren‘ wird (S. 76-88).

Jedenfalls trifft der eine Generation Jüngere den prominenten Ex-Exilanten auf dem Landgut seines Vaters, freundet sich mit ihm an und erhält Dokumente; danach verliert sich dessen Spur (S. 8). Wenige Jahre später wird Xenophon von seinem Gastfreund PROXENOS auf eine ‚Reise‘ zu dem persischen Satrapen KYROS d. J. eingeladen, und der künftige Kriegsberichterstatter könnte (= N.) bei diesem Abenteuer die Spurensuche nach dem Verschollenen im Auge gehabt haben. Diese bleibt letztlich ebenso erfolglos wie zuvor schon seine erklärten Bemühungen, Thukydides vor dem Terror der Dreißig zu schützen, als Kompensation für seine zeitweilige Zusammenarbeit mit ihnen – „fiktiv ... nachvollziehbar, aber nicht durch Quellen belegt“, es kann so gewesen sein: „kontrollierte Fantasie“ (S. 7f.) in der Ich-Erzählung Xenophons, die mit Überliefertem ebenso wie mit literarischen Motiven (Witwe von Ephesos S. 88 f., Kroisos und Kyros d. Gr. 71, 90) verknüpft eine durchgehend lebensnahe und anschauliche Darstellung der Abläufe, aber auch von historischen (ALKIBIADES S. 23f., KLEARCHOS 111f.) wie literarischen (Philoktet S. 44f., Marsyas 97) Persönlichkeiten ergibt.

Der Erzählreigen beginnt mit der Schleifung der Langen Mauern als Kriegsende, der Einsetzung der Dreißig unter Obhut des Admirals LYSANDER (und einer spartanischen Besatzung auf der Akropolis), ihren Willkürakten zur Wiederherstellung der „Verfassung der Väter“ sowie dem Konflikt der beiden Wortführer, des radikalen KRITIAS, Onkel PLATONS, und des gemäßigten, schließlich unterliegenden THERAMENES (S. 11-17). Und hier kommt Xenophon ins Spiel; sein (überlieferter) Werdegang zwischen Athen und Sparta mündet in die Spekulationen um die Todesumstände des Thukydides, an welche und an seine Rolle für die Dreißig der junge Mann sich nun in eigener (= N.) Schilderung erinnert

(S. 20 ff.): es ist Kritias, auf dessen Anweisung die Sache erledigt werden soll. Über SOKRATES und ‚seine‘ Komödie, die Wolken des ARISTOPHANES, setzen sich diese Ich-Gedanken fort, über die Motive des Kritias und die Gefahr, welche von Hintergrundmaterial und -wissen des Historikers für die Dreißig ausgehe, um zunächst einmal im (gesichert) gemeinsamen geistigen Hintergrund, der Sophistik in Athen zu münden (S. 28f.). Es ist eine Geschichte in Fortsetzungen, die N. Xenophon über seine Annäherung an Thukydides bis zu ihrem persönlichen Zusammentreffen auf dem väterlichen Gut entwickeln lässt: nach Einlagen über den Parthenon-Fries (= N.) – mit Andeutungen über den Beginn seiner Vereinnahmung als Ephebe durch die Dreißig – und den *Epitaphios* des PERIKLES (= Th.) schildert der junge Kavallerist, wie er bei der befohlenen Verhaftung den Plan fasst (S. 34), den Schriftsteller (als Wiedergutmachung, s. o.) zum Verlassen Athens zu überreden, was er – nach einer gründlichen (realen) Beschreibung von Autor und Werk (im Kontrast insbes. zu HERODOT) – in ihrer ersten (fiktiven) Begegnung in dessen Stadthaus insofern erreicht, als Thukydides ungläubig zwar weder zu Kritias mitkommt noch nach Thrakien zurück flieht, aber sich auf das Landgut des ihm von früher bekannten GRYLLOS einladen lässt, nicht ohne auf sein wertvolles Schriftmaterial zu verweisen (S. 37-41).

Das bietet N. Gelegenheit, den *Oikonomikos* mit dem Lob des Landlebens in ARISTOPHANES' *Eirene* zu verbinden, um Xenophon auf dieser Folie die Rolle des Vaters und seines Gutshofes in der Anfangsphase des Krieges nachzeichnen und sich selbstkritisch als mutmaßliches Werkzeug des intriganten Xenophon gegenüber Thukydides in eine Linie mit Neoptolemos gegenüber dem sophokleischen Philoktet stellen zu lassen (S. 42-45). Auf dem Hof kommt es tatsächlich und doch auch gedacht zugleich zum zweiten-ersten Treffen des jüngeren Historikers mit seinem Vorgänger, die Umstände, die seinerzeit zur Verbannung des Strategen geführt hatten, werden besprochen (S. 48f.), der Melier-Dialog (V 85-113) angekündigt (S. 50), und hier erhält Xenophon von Thukydides (= N.) den Auftrag, die Unterlagen aus seinem – später in Brand gesetz-

ten (S. 65-67) – Stadthaus zu bergen (S. 61-63), die einen Teil von Canforas (s. o.) Hypothese stützen werden. Dass die ersten beiden Bücher der *Hellenika* in Stil wie Struktur ausgesprochen thukydidisch seien und möglicherweise auf dessen Material zurückgehen, lässt auch N. gelten (S. 51f. und noch einmal 100).

Unterdessen ist Thukydides einem zweiten Brief des Kritias gefolgt (S. 52f., 60, 63), und Xenophon bleibt hin- und hergerissen, ob es sich dabei um eine Schutzmaßnahme des Freundes handelt oder eine Fälschung der ‚Kleonisten‘, oder ob der Historiker, der zuviel weiß, in der immer chaotischeren Endphase der Dreißig beseitigt werden soll. Jedenfalls taucht sein Mentor nicht wieder auf, und Nachforschungen bis nach Thrakien (Amphipolis) ergeben nicht mehr als eine nebulöse Mordtheorie (S. 70). Eher beiläufig bringt Xenophon (= N.), der für sich und PHILELIA, Thukydides’ Tochter, selbst vom Orakel in Delphi keine Hilfe erwartet, die „Augen und Ohren“ des Großkönigs (*Kyr.* VIII 2, 10), die persische Geheimpolizei ins Spiel, leitet damit aber zu seinem nächsten großen Abenteuer über: er folgt dem Ruf seines boiotischen Gastfreundes PROXENOS (*An.* II 6, 16-20) nach Sardes an den Hof des jüngeren KYROS (DIOG. LAERT. II 49f.). Das Treffen mit seinem Lehrer SOKRATES hierzu liefert N. den losen Aufhänger, die Kleinen Schriften Xenophons knapp zu charakterisieren (S. 78f.), ebenso wie ein Gespräch mit persischen Forschungsreisenden auf der Überfahrt nach Ephesos, den „berühmten Herodot aus Halikarnassos“ vorzustellen (S. 83-85). Diese (= N.) kennen Thukydides und beruhigen Xenophon (S. 86f.); von seiner Ernennung zum Schreiber durch KYROS (ein idealisierendes Porträt nach *An.* I 9 bei N., S. 92f.) verspricht er sich Hilfe bei seinen weiteren Nachforschungen (S. 94).

Nach einem Stimmungsbild (=N.) vor dem Aufbruch von Sardes, insbesondere über die Zusammensetzung des Söldnerheeres aus den vormaligen Gegnern im Peloponnesischen Krieg (S. 95f.), ist Xenophon mit der angeblichen Strafexpedition südöstlich durch Lydien über den Mäander nach Pisidien wieder ‚bei sich‘, also der *Anabasis*. In Kolossai komplettieren ein thessalisches Kontingent unter (dem aus PLATON

bekanntem) MENON, im phrygischen Kelainai der aus Sparta verbannte KLEARCHOS (Weitere *An.* I 1, 9-11 und 2, 9) die (mehr als) ‚Zehntausend‘, und hier gibt der Fluss Marsyas dem Forscher Gelegenheit, auf dessen aus OVID (*Met.* VI 382-400 und *Fast.* VI 692-710) bekannten Namensgeber und seinen unglücklichen Wettstreit mit Apoll hinzuweisen. Unzufriedenheiten der Söldner über das offensichtlich vorgetäuschte Marschziel sowie ausbleibenden Sold finden eine Lösung (*An.* I 2, 12) im Auftritt der kilikischen Fürstengattin EPYAXA (S. 97 f.) – aber Thukydides rückt auf dem Weg ins Landesinnere immer weiter aus dem Blickfeld (S. 100) und kommt, eingebettet in Charakteristiken von Menon (*An.* II 6, 21-29 und N. mit Thuk. III 82f.) und Klearchos (*An.* II 6, 6-15) sowie die Episode um den persischen Satrapen ORONTAS (S. 115f.) oder zwischen der Darstellung des Söldneraufstands in Tarsos (S. 104-06) nach Durchsickern des tatsächlichen Marschziels (*An.* I 3, 1f.) und der Übergabeverhandlungen nach Kunaxa (S. 117-19), nur noch punktuell ins Spiel, und das nurmehr zur erinnernden Bestätigung seiner Unauffindbarkeit, wie im Gespräch mit den Händlern aus Abdera (=N., S. 103f.). „Nachrichten über Thukydides?“ (S. 112-14) mit – von Xenophon kritisch abgewogenen – Lebenszeichen aus seinen Goldbergwerken in Thrakien oder Feuertod in seinem Athener Haus stellen in der aktuellen Situation schließlich (=N.) das Ende der Recherchen dar. Auf Xenophon warten andere Aufgaben (in denen er Thukydides dann doch noch auf seine Weise ‚findet‘ = N., S. 127): der weitere Fortgang der *Anabasis* ist bekannt, das Tagebuch liegt vor, und seine spätere (394 v. Chr.) Verbannung aus Athen wegen seiner spartanischen Bande – Koroinea – werden (=N.) eine Wiederaufnahme der Ermittlungen – dann vor Ort – verhindern (vgl. S. 130).

Ein hohes Maß an *probabilitas* erhält N.s Erzählung durch die konsequente Verzahnung ihrer fiktiven mit den nach Quellenlage abgesicherten Bauteilen: das Eine bedingt, setzt voraus, veranlasst das Andere *et vice versa*; quellenmäßig gestützte Sachinformationen werden in die Erzählteile eingebaut (106; 120 f.: N.s Selbstlegitimation des künftigen Generals). Nicht selten wird

der lineare Handlungsstrang durch Vorgriffe – wie etwa auf den Tod des Vaters GRYLLOS (S. 58f.) bei der zweiten Vorladung des Thukydides – oder Rückblicke – wie auf den Betrug des MENON an Gryllos (S. 101) – aufgelockert, mitunter erläutern kleinere Wiederholungen (S. 97 m. Anm. 191; S. 102 m. Anm. 204). Am Ende hat man sich von N. durch einen authentischen Geschehenszusammenhang samt agierenden Personals führen lassen, welcher die Lebenswege zweier nicht eben unbedeutender *scriptores* ebenso wie *actores* soweit als möglich miteinander verknüpft.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

*Kairos neu. Lesebuch*, hgg. von Andreas Weileder und Markus Heber, Bamberg 2013 (C. C. Buchner), 184 Seiten, EUR 22,80.

*Der Mensch auf der Suche ... Lesebuch Griechisch*, hgg. von Volker Berchtold und Benedikt van Vugt, Paderborn 2014 (Schöningh), 260 Seiten, EUR 21,95.

Nach der erfolgreichen Etablierung lateinischer Lesebücher in der Lektürephase (vgl. *Legamus!* bei Cornelsen/Oldenbourg und dazu meine Rezension in DASiU 60.3, 2012, sowie das „Lesebuch Latein“, das bei C.C. Buchner in der „Sammlung ratio zur Oberstufe 1“ erschienen ist) ist es sehr erfreulich, dass nun auch für die Lektürephase im Griechischunterricht zwei derartige Lesebücher vorliegen: das von ANDREAS WEILEDER und MARKUS HEBER bei C. C. Buchner im Rahmen des Unterrichtswerkes *Kairos neu* herausgegebene Lesebuch (im folgenden WEILEDER/HEBER) und das von VOLKER BERCHTOLD und BENEDIKT VAN VUGT bei Schöningh soeben vorgelegte „Lesebuch Griechisch. Der Mensch auf der Suche“ ... (im folgenden Berchtold/van Vugt). Beide sind sehr gelungene Bände, die auf unterschiedliche Weise die Schwierigkeiten des Lektüreunterrichts meistern. Die folgende vergleichende Besprechung möchte daher den griechischen Lehrkräften eine Entscheidungshilfe bieten.

Gemeinsam ist beiden Lesebüchern eine genaue Orientierung am Lektürekanon des bayerischen Lehrplans: Beide Bände bieten daher zu den drei obligatorischen Themenblöcken, die Person des SOKRATES, HOMERS Odyssee und HERODOTS Historien, eine Auswahl griechischer

Originaltexte (mit Kommentar und Aufgaben), die sich lehrplanbedingt zum Teil deckt, im fakultativen Bereich aber variiert; beide Bände bringen zu Beginn dieser Themenblöcke einführende Einleitungen mit den wichtigsten Sachinformationen; beide Bände verfügen über Anhänge zur Metrik, zur Dialektgrammatik, zum Gebrauch von Lexika und weisen Lernwortschätze und Eigennamenverzeichnisse auf. Gemeinsam ist ihnen auch ein sorgsam ausgesuchtes und sinnvoll in die Aufgabenstellungen einbezogenes Begleitmaterial an Zusatztexten und Bildern. Berchtold/van Vugt verweisen zudem regelmäßig auf die „Grundkenntnisse“, die Schülern auf der Homepage des Staatsinstituts für Schulqualität und Bildungsforschung (ISB) zur eigenständigen Lektüre zur Verfügung stehen.

Es gibt aber auch grundlegende Unterschiede zwischen den beiden Lesebüchern. Diese sollen im Folgenden hinsichtlich zweier zentraler Aspekte aufgezeigt werden: Grundkonzept und Wortschatzarbeit.

(1) Grundkonzept: Wie schon der Titel deutlich macht, ist das Lesebuch *Kairos* als Teil des gleichnamigen Unterrichtswerkes konzipiert und schließt direkt an das Sprachlehrbuch *Kairos* an. So finden sich bei Weileder/Heber vor jedem Originaltext exakte Verweise auf jene Lehrbuchkapitel, in denen der jeweils für die Übersetzung relevante Wortschatz und Grammatikstoff wiederholt werden kann. Die SuS (Schülerinnen und Schüler) können somit weiterhin mit dem ihnen vertrauten Lehrbuch arbeiten. Dies ist bei Berchtold/van Vugt anders, deren Lesebuch als unabhängiges und selbständiges Lehrwerk angelegt und nicht mit anderen Unterrichtswerken verzahnt ist (nur der Grundwortschatz, der aus der Lehrbuchphase vorausgesetzt wird, schließt unmittelbar an *Kairos* an). Stattdessen sind die Aufbereitung des Grammatikstoffes und die Präsentation des Wiederholungswortschatzes bei Berchtold/van Vugt im Lesebuch selbst geboten. Die SuS finden also alles für die Lektüre Notwendige im Lesebuch vor.

Den einzelnen originalen Textausschnitten ist in beiden Bänden jeweils ein Kapitel gewidmet. Bei Weileder/Heber sind diese Einzelkapitel in der Regel nach dem bewährten Doppelseiten-



prinzip aufgebaut, d. h. auf der linken Seite wird nach einer kurzen deutschen Einleitung und den bereits erwähnten Verweisen auf die im Lehrbuch zu wiederholenden Vokabeln und Grammatikphänomene der griechische Text mit einem *ad-lineam*-Kommentar präsentiert, auf der rechten Seite schließen sich Aufgaben zum Originaltext und zum darüber hinaus gebotenen Text- und Bildmaterial an. Der Kommentar, dessen Hilfestellungen auf das aus dem Sprachbuch *Kairos* neu bekannte Vorwissen abgestimmt sind, gibt zudem bei sprachlich problematischen Textstellen regelmäßig Hinweise auf die verschiedenen Anhänge am Ende des Bandes, in denen diese Besonderheiten systematisch dargestellt werden, etwa die Anhänge zur Sprache der homerischen Epen oder zum ionischen Dialekt. Besonders hilfreich ist der Anhang mit Analysen schwieriger Sätze, der sich auf den Themenblock zu SOKRATES bezieht. Die ausgewählten Satzanalysen erfolgen nach der Einrückmethode und sind aufgrund ihrer ansprechenden und klaren Visualisierungen der Satzstrukturen bestens geeignet, die Sprachreflexion zu schärfen und die Übersetzungskompetenz zu stärken. Hervorzuheben sind bei Weileder/Heber ferner die beiden Rubriken Textmaterial und informative Texte, die in fast jedem Einzelkapitel beigegeben sind: Die zusätzlichen Texte aus antiken oder modernen Autoren (und bisweilen auch aus wissenschaftlichen Sachtexten) laden zu einer vergleichenden Lektüre ein und geben vielfältige Anreize zu einer vertieften Auseinandersetzung mit dem griechischen Originaltext; bei den informativen Texten handelt es sich um Sacherläuterungen und um kurze Überblicke (etwa zur Sophistik, Vorsokratik oder zur Kolonisation zur Zeit HOMERS). Auf diese Weise liefern Weileder/Heber für den zu übersetzenden und zu interpretierenden Originaltext gut ausgewähltes und durch Aufgaben wohl erschlossenes Text- und Bildmaterial und ermöglichen so einen ebenso abwechslungsreichen wie in die Tiefe gehenden Lektüreunterricht.

Berchtold/van Vugt haben ihre Einzelkapitel hingegen völlig anders – beinahe umgekehrt – konzipiert: Vor der Präsentation des griechischen Originaltextes mit einem *sub-linea*-Kommentar wird hier eine (mit einem V als solche gekenn-

zeichnete) „Vorentlastung“ geboten: ein durchdachter und exakt auf die Lektüre des jeweiligen Originaltextes vorbereitender Aufgaben- und Übungsteil, in dem genau jene Vokabeln, Verbformen und Syntaxprobleme wiederholt, erklärt und eingeübt werden, die im folgenden Übersetzungstext den SuS Schwierigkeiten bereiten und den Lesefluss hemmen würden. Dieses Prinzip der Vorentlastung hat mehrere Vorteile: Es stellt in Zeiten von G8 eine mögliche Antwort auf die Frage dar, die sich jeder Griechischlehrer stellen muss, nämlich wie angesichts der verkürzten Spracherwerbsphase und angesichts des hohen Schwierigkeitsgrades griechischer Originaltexte dennoch ein Lektüreunterricht möglich ist, der nicht in bloßer Spracharbeit stecken bleibt, sondern die gründliche Interpretation der Texte in den Mittelpunkt stellt. Insofern verfolgen Berchtold/van Vugt eine vielversprechende Strategie, wenn sie dem Vorentlastungsblock große Aufmerksamkeit schenken und durch seine genau auf den Originaltext abgestimmte und im Sinne der Binnendifferenzierung aufeinander aufbauende, thematisch mit einander verzahnten Übungen und Aufgaben den jeweiligen Lektüertext so vorbereiten, dass in der eigentlichen Lektüre viel stärker, als es sonst oft möglich ist, den Inhalten nachgegangen werden kann. Berchtold/van Vugt haben außerdem die Aufgaben und Übungen der Vorentlastung so angelegt, dass die SuS sie selbständig (auch als Hausaufgabe) bearbeiten können, denn auf der Homepage des Schöningh-Verlages stehen Lösungshinweise zur Verfügung. Auf diese Weise kann ein Teil der Spracharbeit aus dem themenbezogenen Lektüreunterricht ausgelagert und die eigentliche Lektüre gefördert werden. Da die Aufgaben der Vorentlastung als fakultativ konzipiert sind, ist eine individuelle und binnendifferenzierende Nutzung möglich: Die Lehrkraft kann den Block der Vorentlastung, der auch die Unterrichtsvorbereitung erheblich erleichtern dürfte, ganz nach Bedarf einsetzen. Durch die Angabe der Textstellen, an denen die geübten Phänomene vorkommen, ist eine Portionierung der Aufgaben möglich. Besonders zielführend ist schließlich, dass durchwegs textbezogen vorentlastet wird, d. h. es werden hier nicht nur die spezifischen Sprachprobleme

des jeweiligen Originaltextes behandelt, sondern die sprachlichen Übungen kreisen auch inhaltlich um die Thematik der Originallektüre: Es werden also auch in den Beispiel- bzw. Übungssätzen des Vorentlastungsblocks jene historischen und geistesgeschichtlichen Hintergründe vermittelt, die das Textverständnis ermöglichen und bereichern. Die SuS werden so Schritt für Schritt in die Themen- und Gedankenwelt eingeführt, die den Originaltext prägen. Dabei achten Berchtold/van Vugt stets darauf, dass keine Kerngedanken bzw. nicht der Plot des Originaltextes vorweggenommen wird. Nach dem Originaltext, dessen Syntax bei sehr schweren Sätzen im Einrückverfahren visualisiert ist und der gelegentlich (durch Kleindruck kenntlich gemachte) Wortergänzungen aufweist, um das Textverständnis ohne aufwendige Kommentierung zu ebnet, schließt sich – dies wiederum wie bei Weileder/Heber – ein Aufgabenteil zur Textinterpretation und zu weiterführenden Fragestellungen an, die Bildmaterial und Zusatztexte einbeziehen und zu einer vielfältigen Textarbeit anregen. Am Ende fast jeder Texteinheit werden die wichtigsten darin erworbenen Grundkenntnisse noch einmal knapp zusammengefasst.

(2) Wortschatzarbeit: Wie bereits erwähnt, bieten beide Lesebücher einen kapitelbezogenen Lernwortschatz. Bei Weileder/Heber findet sich im Anhang ein zweiseitiger Wortschatz, der in die drei Themenblöcke (,Sokrates‘, ,Homer‘ und ,Herodot‘) unterteilt und innerhalb dieser alphabetisch angeordnet ist. Alle Vokabeln, die nicht im Lehrbuch *Kairos* neu gelernt wurden, sind entweder im *ad-lineam*-Kommentar (entweder mit der deutschen Bedeutung oder mit Erschließungshilfen) angegeben oder durch die Sigle LW (Lernwortschatz), die auf diesen autorenspezifischen Lernwortschatz im Anhang verweist, gekennzeichnet. Zusätzlich finden sich für wichtige Wörter und Formen Hinweise auf die entsprechenden Kapitel des Lehrbuchs, wo diese wiederholt werden können.

Bei Berchtold/van Vugt wird hingegen der Wortschatzarbeit wesentlich breiterer Raum gegeben. Zum einen wird sie weit ausführlicher als bei Weileder/Heber, die lediglich eine Auswahl von Wörtern mit Verweisen auf die jeweiligen

Sprachbuch-Kapitel voranstellen, in das Konzept der binnendifferenzierten und textbezogenen Vorentlastung integriert. Zum anderen wird im Anhang neben dem autorenspezifischen auch ausgiebig Wiederholungswortschatz geboten. Der Autorenwortschatz enthält alle Vokabeln, die nicht aus der Spracherwerbsphase als bekannt vorauszusetzen sind (wobei als Grundwortschatz das Vokabular des *Kairos* zugrunde gelegt ist), aber innerhalb eines der drei Themenblöcke (,Sokrates‘, ,Homer‘ und ,Herodot‘) mehr als zweimal auftauchen. Der Wiederholungswortschatz enthält alle mehr als zweimal in einem Themenblock auftretenden Vokabeln aus dem Grundwortschatz. Das bedeutet, dass bei Berchtold/van Vugt dem Anhang zum Wortschatz viel mehr Raum zugemessen wird, nämlich fast 40 Seiten. Die Vokabellisten sind dabei nicht – wie bei Weileder/Heber – nur nach den drei Themenblöcken gegliedert, sondern – ähnlich wie beim Lesebuch Latein der Sammlung ratio – nach den einzelnen Texteinheiten aufgeschlüsselt und in der Reihenfolge ihres Vorkommens im jeweiligen Text mit präziser Zeilenangabe angeordnet. Es werden also zu jeder einzelnen Texteinheit sowohl autorenspezifischer Aufbauwortschatz als auch Wiederholungswortschatz präsentiert und so den SuS ermöglicht, genau jene Wörter zu wiederholen bzw. zu lernen, die sie für die jeweilige Texteinheit brauchen. Zusätzlich zu diesem sehr differenzierten Wortschatzanhang sind vorne in den jeweiligen Vorentlastungsblöcken Wiederholungsvokabeln in einem Kasten notiert, die für den anstehenden Text jenseits aller Statistik relevant sind. Angesichts der vielfach beklagten Tatsache, dass der griechische Lektüreunterricht vor allem unter dem Mangel an Wortschatz- und Formenkenntnissen leidet, scheint eine so ausführliche und sorgfältig durchdachte Wortschatzvorentlastung ein gutes Instrumentarium zu sein, zu einer erfolgreichen Lektüre zu gelangen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass beide Bände sehr empfehlenswert sind: Weileder/Heber haben mit ihrem auch äußerlich von C. C. Buchner großzügig ausgestatteten Lesebuch *Kairos* neu ein klassisches Lehrwerk mit bewährten und erfolgserprobten Konzepten vorgelegt, Berchtold/van Vugt mit ihrem Griechischen Lesebuch

ein modernes und innovatives Werk, das mit dem Konzept der Vorentlastung und der Wortschatzarbeit auf die besonderen Schwierigkeiten des heutigen griechischen Lektüreunterrichts eine in die Zukunft gerichtete und überzeugende Antwort bietet.

MARKUS SCHAUER, Bamberg

*Kurt Roeske, Zypern – im Spiegel antiker Zeugnisse. Ein kulturhistorischer Reisebegleiter, mit einer Einführung von Erika Simon. Verlag Franz Philipp Rutzen, Ruhpolding und Mainz 2013, 262 S., EUR 29,80 (ISBN 3-457-06759-4 – EAN 9783447067591).*

Zwei Jahre nach dem Erscheinen seines erfolgreichen Sizilienbuches legt KURT ROESKE einen umfassenden Reisebegleiter über die größte Insel im östlichen Mittelmeer vor, die nicht nur für sonnenhungrige Badetouristen attraktiv ist, sondern auch dem heutigen Bildungsreisenden eine Fülle kulturell interessanter Orte und Schätze bietet.

Der Autor führt uns, indem er seine Erfahrungen als Leiter anspruchsvoller Studienreisen einbringt, zu allen wesentlichen Orten auf griechischer und türkischer Seite. Dabei gibt er uns wertvolle Anregungen zur Einordnung in die jeweiligen kulturgeschichtlichen Zusammenhänge dessen, was wir an Ort und Stelle besichtigen können. Wie der Untertitel betont, basieren Roeskes Erläuterungen oft auf Originaltexten, die der profunde Kenner der alten Sprachen fast immer in gelungener eigener Übersetzung darbietet. So enthält das Buch eine Fülle von Texten: von HOMER, HERODOT, THUKYDIDES, der Tragödie, PLATON, CICERO bis zu Stellen aus dem NT und frühchristlicher Literatur. Die Texte interpretierend und mit weiterführenden Hinweisen und Fragen verknüpfend, regt er uns an, über die dargestellten Probleme nachzudenken und Antworten zu suchen.

Das Buch ist übersichtlich gegliedert, mit einer lesenswerten Einleitung von Prof. ERIKA SIMON versehen und hat ein umfangreiches Register mit einem mustergültigen Stellen- und Namenverzeichnis. Im 1. Kapitel beschreibt der Autor kurz und prägnant, manchmal ausführlicher an Hand originaler Quellentexte die Geschichte der

durch die Jahrtausende umstrittenen Insel, die wegen ihrer wertvollen Kupfervorkommen schon früh von vorderasiatischen Völkern besiedelt oder wegen ihrer geographisch und strategisch günstigen Lage stets umkämpft war. Wir erfahren, wie Perser, Phönikier, Minoer, Mykener, Griechen und Römer die Herrschaft auf der Insel ausübten und ihre Spuren hinterließen. Nach dem Untergang von Byzanz war die Insel begehrtes Objekt der Osmanen und schließlich der Großmächte des Westens. Erst 1960 wurde Zypern aus der seit 1878 bestehenden Britischen Verwaltung in die Selbständigkeit entlassen. Doch ist die unabhängige Republik seit 1974 in den türkisch besetzten Norden und dem autonomen, griechisch sprechenden Süden erneut schicksalhaft geteilt.

Im Hauptteil des Buches werden wir in 7 Kapiteln zu den einzelnen besuchenswerten Orten Zyperns geführt. Dabei nehmen Paphos und Salamis zu Recht den größten Raum ein.

Paphos (Kapitel 5) bekommt die treffende Überschrift „Stadt der Mythen“. Auf den Fußböden der zwischen 2. Jh. v. Chr. und 400 n. Chr. entstandenen Villen und Häusern fanden die Ausgräber wunderbare Mosaiken mit Mythen Darstellungen, von denen Erika Simon eine repräsentative Auswahl auf 14 Seiten dem Buch beisteuert.

Die Methode, die Kurt Roeske bei der Beschreibung und Interpretation der griechischen Mythen und ihrer Rezeption praktiziert, sucht ihresgleichen. Denn abweichend von herkömmlichen Nacherzählungen und Mythensammlungen, geht er einen eigenen Weg, um dem heutigen Leser einen bestimmten Mythos nahezubringen: Die jeweils sichtbare Szene wird zunächst kurz inhaltlich skizziert, die Namen und die antike Überlieferung werden benannt. Dann aber legt der Autor eine originale, meist poetische Bearbeitung des betreffenden Mythos (aus HOMER, HESIOD, SAPPHO, THEOKRIT, HORAZ, OVID) vor und lässt auf diese Weise das mythische Geschehen aus antikem Empfinden und aus antikem Mund für uns Heutige wieder lebendig werden. So beginnen die Gestalten gleichsam sich neu zu bewegen und zu agieren. (vgl. sein Vorwort S. 14). Zusätzlichen Reiz vermitteln Parallelen aus neuzeitlicher Literatur, aus GOETHE, SCHILLER,



RILKE, CHRISTA WOLF, INGEBORG BACHMANN, BOTHO STRAUSS. Besonders gelungen scheinen mir: Abschnitt 5.1 „Gründungsmythen, von Pygmalion bis zu Adonis“, wo zu dem Ovidtext der Hinweis auf G. B. SHAWs „Pygmalion“ und das Musical „My fair Lady“ tritt, ferner Abschnitt 5.4.2 „Narziss und Echo“, das Roeske klug interpretiert und mit neuzeitlichen Bearbeitungen des Narzissthemas unterstreicht. Seiner modernen Methode der Mythenvermittlung und Mytheninterpretation gebührt Anerkennung. Warum soll nicht auch im altsprachlichen Unterricht manche schöne Liebesgeschichte von Ovid als Ganzes in angemessener deutscher Übersetzung gelesen werden und dadurch tieferen Eindruck vermitteln als eine in kleinen, stückwerkartigen Abschnitten geforderte, oft mühsame sprachlich-grammatische Texterarbeitung? Auch die Fächer Deutsch, Ethik und Kunst könnten so manche Bereicherung erfahren.

Kapitel 8 handelt von Salamis im türkischen Teil Zyperns. Die Geschichte dieser Stadt beginnt mit Enkomi, das schon im 17. Jh. v. Chr. gegründet wurde. Sie erlangte durch die Verarbeitung und den Export des im Troodosgebirge abgebauten Kupfers besondere wirtschaftliche Bedeutung und Reichtum. Salamis soll von Teukros, einem griechischen Helden vor Troja, gegründet worden sein, als er aus einer Heimat, der Insel Salamis, vor dem Vater Telamon fliehend und unstet umherirrend im Osten Zyperns seine neue Aufgabe fand. Dieser Mythos bewegt unseren Autor, das Gedicht „Helena“ des griechischen Lyrikers und Nobelpreisträgers von 1961 GEORGIOS SEFERIS, der eng mit Zypern verbunden war, einzufügen. Seferis lässt den Teukros beim „weinenden Klang“ der Nachtigall über die Sinnlosigkeit des Trojanischen Krieges nachsinnen, der wegen eines „Phantoms“ (Helena) entstanden sei. Roeske weist mit Recht auf die pessimistische Grundstimmung hin, die Seferis hier bewegt. Die spürbare Gegenwartsbezogenheit der Zeilen sei erwähnt. „Das Gedicht ist 1953 entstanden, in einer Zeit, als die Zyperngriechen sich anschickten, für die Vereinigung ihrer Insel mit Griechenland zu kämpfen“. Auf die zum Vergleich herangezogenen Zeilen aus HORAZ könnte der Rezensent gern verzichten, da sie die

lyrisch-tragische Stimmung des Seferis-Gedichtes relativieren oder stören.

Die in Salamis zutage geförderten Gräber aus dem 8. und 7. Jahrhundert sind für den Autor Anlass, Bestattung und Bestattungsriten der Griechen ausführlich zu beschreiben. Bei der Besichtigung der noch sichtbaren Überreste aus römischer Zeit nutzt er die Gelegenheit, dem Reisenden Sinn und Zweck der römischen kaiserzeitlichen Großbauten allgemein zu erläutern. Kapitel 6 führt uns nach Kition – das heutige Dorf Kiti unweit von Larnaka. Besichtigungswert ist dort die zum Unesco-Weltkulturerbe gehörende byzantinische Panajia Angelokistos-Kirche.

Die Tatsache aber, dass ZENON, der Begründer der Stoa, in Kition geboren wurde, veranlasst den Verfasser, uns über die stoische und epikureische Philosophie grundlegend zu informieren. Durch die Einteilung in die Teilabschnitte (Kosmologie, Theodizee-Kosmodizee, Ethik, Tod), durch kurze Hauptsätze sowie durch gezielt ausgesuchte Originalstellen versteht es Roeske, den Leser in die Prinzipien des philosophischen Denkens der Griechen einzuführen. In dem Abschnitt: „Stoa und Christentum“ spannt er den Bogen bis zu PAULUS (1. Korinther) und unter der Überschrift „Nachwirkung“ bis KANT und in die Gegenwart.

Eigene Kapitel bekommen Aphrodite als die schaumgeborene Schutzgöttin Zyperns und Ovid. Auch der Mission des Apostels Paulus und seines Begleiters BARNABAS wird im Zusammenhang mit den frühchristlichen Zeugnissen und den byzantinischen Kirchen gedacht. So fügt sich in diesem Buch harmonisch zusammen, was Zypern für die kulturelle Tradition Europas beizutragen hat.

Zusätzlich sei noch auf Roeskes neuartige Übersetzungsmethode poetisch-rhythmischer Texte hingewiesen. Er überträgt die originalen Verse in eine Art rhythmische Prosa, indem er sich von der straffen Gleichsetzung der Längen und Kürzen mit unseren betonten und unbetonten Silben und der damit oft verbundenen Füllsel und gestelzten Sprache löst, dem griechischen Wortsinn besser entsprechende deutsche Wörter in gehobener Sprache wählt, trotzdem aber nicht auf den Rhythmus verzichtet. Allerdings differieren dabei die Anzahl der Hebungen im Vers, und

die Verlängen weichen häufig von der Länge des Originals ab. In seiner soeben im BoD-Verlag für eine moderne Theateraufführung erschienenen Übersetzung der „Medea“ kann man diese Methode erneut beobachten.

ROLF WALTHER, Dillenburg

*Wolfgang Schuller, Cicero oder Der letzte Kampf um die Republik. Eine Biographie, München 2013, EUR 24,95 (ISBN 978-3406651786).*

„Als Cicero 106 v. Chr. geboren wurde, schien sich die römische Republik mit ihren in vielen Jahrhunderten gewachsenen und gesellschaftlichen Einrichtungen gerade bewährt zu haben.“ Mit diesem ersten Satz exponiert WOLFGANG SCHULLER, der Konstanzer Emeritus für Alte Geschichte, prägnant das Thema seiner Cicero-Biographie, deren Alternativtitel die Überschrift „Im letzten Kampf für die Res Publica“ des letzten Kapitels von MATTHIAS GELZERS „Cicero“ (1969) aufnimmt, indem bereits am Ende des 2. Jhs. v. Chr. der Schein trügerisch war, die großartige römische Verfassungswirklichkeit sei noch imstande, die neuartigen zerstörerischen Kräfte und Prozesse abzuwehren. Es folgt jedoch im ersten Kapitel („Rom vor Cicero“) zunächst eine lucide Skizze dieser römischen Verfassung, bis die Darstellung der noch vor Ciceros Geburt einsetzenden Verstöße gegen sie beginnt. In Kap. 2 („Frühe Prägungen“) werden solche Angriffe und die dadurch bewirkte Schwächung der Verfassung und ihre allmähliche Aushöhlung für die Zeit der Lehrjahre Ciceros berichtet. Diese Verletzungen bestanden weniger in moralisch zu verurteilenden Attacken als in den Folgen struktureller Widersprüche, denen gegenüber die bisherige integrative Kraft der Verfassung versagte (S. 13, 15; vgl. S. 49), wie sich insbes. bei den notwendigen Agrarreformen zeigte, oder es waren pragmatische Problemlösungen, die gegen die Verfassung verstießen, etwa in der Provinzverwaltung des groß gewordenen Reichs oder in der Abwehr gefährlicher äußerer Bedrohungen. Eine Neuerung, die der traditionellen Praxis widersprach und zuletzt einer der entscheidenden Faktoren des Untergangs der Republik sein sollte, ist die von MARIUS durchgeführte Übertragung des Klientelverhältnisses auf das Militärische (S.

19) und in ihrer Folge die „Militarisierung von Klientelbindungen“ (S. 27f.), geradezu revolutionäre Vorgänge, die den Befehlshaber durch die persönliche Bindung der Armee an ihn von den anderen Staatsorganen unabhängig machten. Er wurde auf diese Weise zu einem potentiellen Kombattanten in einem Bürgerkrieg, und das heißt, von nun an waren Bürgerkriege möglich.

Die im Zusammenhang mit den von den Gracchen betriebenen Agrarreformen entstandenen politischen Richtungen der Popularen und der Optimaten, deren Gegeneinander die Geschichte der Republik bis an ihr Ende bestimmte, bekämpfen einander mit unerhörter blutiger Grausamkeit; das Köpfen innenpolitischer Gegner ist eine Zeitlang an der Tagesordnung (S. 103 und 183f.). Schuller sagt mehrfach (S. 26f.; vgl. S. 103 und 226), Cicero habe sich dieser furchtbaren Vorgänge noch Jahrzehnte später wiederholt mit spürbarem Entsetzen erinnert. Das besagt doch wohl, sein ‚Kampf um die Republik‘ sei diesen Jugendtraumata entsprungen, indem die Erfahrung schlimmster Verletzungen selbst rohester Vorstellungen von menschlichem Handeln ihn gerade auch die Notwendigkeit und Würde der republikanischen Verfassung erkennen lehrte. Hier fasst man den Impuls des Historikers, diese Biographie zu schreiben: Er stellt einen Mann dar, dessen Leben bestimmt ist von der Überzeugung der fundamentalen Bedeutung des Staates, welcher durch seine Struktur und Verfassung Recht und Freiheit der Menschen garantieren muss. Die Einheit der politisch-geistig-moralischen Persönlichkeit des Redners, Magistrats und Philosophen Cicero besteht in seinem Leben für ein Gemeinwesen, das an einem Ideal, geschichtlich, philosophisch, moralisch, gemessen wird und von diesem Ideal her mitgestaltet werden soll.

Das wird im Buch immer deutlicher, aber ist schon in Kap. 3 („Aufstieg“) unübersehbar. In einer Phase der politischen Entwicklung, die von entgegengesetzten Tendenzen im Blick auf die römische Verfassung gekennzeichnet war, bildete sich Cicero mit ungeheurem Fleiß, machte sich in Prozessen einen Namen, verfolgte die Ämterlaufbahn im jeweils verfassungsgemäß frühestmöglichen Alter und unternahm alle diese Schritte klug und mutig (d. h. mit bewun-

dernswerter Risikobereitschaft). Hier ist Schullers Urteil hervorzuheben, dass Ciceros anwaltlicher Kampf gegen korrupte Senatoren gerade nicht der Schwächung des Senats, sondern der Stabilisierung der Herrschaft dieser Körperschaft diene (S. 47). Den „Höhepunkt“ (Kap. 4) der politischen Laufbahn Ciceros, das Konsulat, stellt Schuller lebendig dar, insbes. die Catilinarische Verschwörung. Besonders zu beachten ist seine Deutung des Widerstands gegen den Gesetzesentwurf zur Landverteilung: Nicht parteiliche Stellungnahme aus optimatischer Perspektive habe Cicero bestimmt; es sei ihm um die Abwehr der Beschneidung verfassungsmäßiger Freiheit und die Verhinderung kumulierter Macht in den Händen Einzelner gegangen, wie sie in der vorgesehenen Zuständigkeit eines Zehnmännerkollegiums zu befürchten war (S. 58-60).

Als Cicero nach dem Höhepunkt seiner Laufbahn, dem Ursprung und der Ursache für „Straucheln und Sturz“ (Kap. 5), in der Politik „keine bestimmende Kraft mehr war“ (S. 101; vgl. das kurze Kapitel „Kurzer Umschwung“ und das lange Kapitel „Langes Gehorchen“), begann „eine neue Epoche“ in seinem Leben: Er schrieb nun die bedeutenden Werke „Über den Redner“ und „Über den Staat“. Die Situierung dieser fiktiven Dialoge historischer Personen in die Jahre 91 und 129, d. h. in Katastrophen des römischen Staates (vgl. S. 223), zeigt in Schullers Darstellung dieser Vermächtnisse Todgeweihter (die meisten Gesprächsteilnehmer wurden in politischen Auseinandersetzungen kurz danach ermordet) noch einmal den geschichtlichen Erfahrungshorizont und den philosophischen Ursprung der geistigen und moralischen Prinzipien, der idealen Gegenbilder, die Cicero als Politiker bestimmt hatten.

Ciceros Widerstand gegen den Dreibund, gegen CAESAR, gegen ANTONIUS ist immer der Kampf für den Freistaat. Die von Schuller (S. 155) beschriebene Methode der Aushöhlung der republikanischen Verfassung (Senat und Wahlämter) durch Caesar ist die von TACITUS für AUGUSTUS lakonisch *eadem magistratum vocabula* (ann. 1,3,7) benannte Diskrepanz zwischen (altem republikanischen) Namen und (neuer monarchischer) Wirklichkeit. Cicero erklärte sich sein Leiden an Caesars Diktatur (denn das

römische Amt des *dictator* war durch den Fortfall der zeitlichen Begrenzung zu Diktatur pervertiert worden) „als persönliche Beleidigung“ (so S. 157 unter Hinweis auf *fam.* 7,30,1), ja, verstörender noch, als eigene Schandtät (*turpiter facere*). Solche Kränkung erfährt „man bis heute, wenn Institutionen eines freien, staatlichen Lebens nicht nur verletzt, sondern auch, etwa durch gefälschte Wahlen, verhöhnt werden“ (S. 157). Der Historiker lässt zu Caesars Diktatur keinen Zweifel daran, dass der Staat in der Hand eines einzigen über den Gesetzen stehenden Mannes lag. Cicero hat das, einige illusionäre Momente abgerechnet, erkannt und immer wieder Mut bewiesen. Das Kapitel „Philosophie gegen Alleinherrschaft“ hebt den politischen Charakter der zwischen Winter 47/46 v. Chr. (*Brutus*) bis zum Tod Caesars (*De divinatione*) entstandenen dichten philosophischen Werkfolge hervor, während die anschließenden Kapitel „Tyrannenmord“ und „Erster Mann im Staat“ darstellen, wie Cicero nach den Iden des März 44 trotz Schwankungen und Fehleinschätzungen eine immer klarere, eine eindeutige politische Haltung zurückgewinnt. „Es war ein gutes Leben, es war ein Tod, der ihn und sein Wirken ehrte“ (S. 226; Schlusssatz).

Diese elegant geschriebene, anschauliche, detailreiche<sup>1</sup> und konkrete Cicerobiographie gibt das sympathische Bild eines geistig überlegenen Mannes, der sich nur selten „von seinem eigenen Selbst“ entfernte (vgl. S. 147: Cicero über CAELIUS: *Brut.* 273), der in der schwierigsten Periode der römischen Geschichte mit Überzeugungen und Prinzipien, mit einem politischen Programm und politischem Weitblick, mit Einsicht, Ansicht und Absicht, auch nicht ohne taktisches Geschick, an der Gestaltung seines Gemeinwesens mitwirkte und schließlich scheiterte. Statt der Bewunderung charismatischer Machtgenies in ihrer großartigen und notwendigen Ruchlosigkeit und Härte (S. 168), statt des Beifalls für den angestaunten Erfolg äußert sich Gerechtigkeit gegenüber Scheiternden und Sympathie, Faszination durch die Verbindung von Macht und Geist, Macht und Moral. Der Autor dieser Biographie hält Prinzipien in der Politik ebenso wie Zukunftsverantwortung für richtig, und er schreibt deutlich erkennbar aus der geschichtlichen Erfahrung nicht nur des



eigenen Glücks, in einem Rechtsstaat zu leben,<sup>2</sup> sondern auch des Leidens der anderen in einer Diktatur. Das Bewusstsein der Krisenanfälligkeit politischer Strukturen und der Bedeutung integrierter und kluger Politiker ist ebenfalls in diesem Buch nicht zu verkennen.

Auch anderes zeichnet diese Biographie aus; das sei wenigstens noch aufgezählt: Wegen der Betonung ihres Hauptmotivs in dieser Rezension traten die Prozesse und Entwicklungen zurück und damit auch eine Charakteristik, die doch auch für das Verständnis der Schullerschen Beurteilung grundlegend ist und die dieser selbst wiederholt hervorhebt. Die aufs Ganze gesehen großartige Einheitlichkeit und Zielstrebigkeit von Ciceros politischem Handeln hatte im Kontext zunehmend unübersichtlicher, undurchschaubarer und darüber hinaus ständig wechselnder Konstellationen in der römischen Innenpolitik sich nicht nur durchzusetzen, sondern auch jeweils erst den notwendigen ersten richtigen Schritt zu finden.

Die Darstellung ist weitgehend nach Ciceros eigenen Zeugnissen gearbeitet, und die treffend ausgewählten Zitate vor allem aus Briefen, aber auch aus Reden und Schriften (besonders dem *Brutus*), stellen ein besonderes Lesevergnügen dar. Schuller gibt nicht nur von dem Politiker und Philosophen ein Bild, sondern auch von seinen Beziehungen zu seiner Familie (Cicero als Ehemann, als Vater, als Bruder, von seiner Freundschaftsbegabung, vgl. S. 220, seinem Umgang mit seinem Freigelassenen Tiro, von seinen Schwächen (vor allem seiner Neigung zum Selbstlob), seinem Landschaftssinn und seinen zahlreichen Villen mit der Geschichte ihrer Erwerbung und Ausstattung und ihrer Verbindung mit seinem Leben.

„Die Biographie sollte sich einen großen Vorrang vor der Geschichte erwerben, indem sie das Individuum lebendig darstellt und zugleich das Jahrhundert wie auch dieses lebendig auf jenes einwirkt.“<sup>3</sup>

Anmerkungen:

- 1) Es gibt sprechende Details, die selbst in der viel längeren Cicerobiographie Gelzers fehlen; vgl. z. B. S. 190: Abendeinladungen von Caesarattentätern bei Caesarianern an den Iden des März 44.

- 2) Vgl. den wunderbaren mittleren Absatz auf S. 222 von der beglückenden Freiheit auch in der glanzlosen politischen Alltagsmühsal einer freien Republik.
- 3) Goethe, Entwürfe zu einer Vorrede zum dritten Theil von Dichtung und Wahrheit. Weimarer Ausgabe, Band 28, S. 358.

ERNST A. SCHMIDT, Tübingen

*M. Lobe, Chr. Müller, St. Müller, Erzählte Geschichte. Livius, Ab urbe condita. Reihe ratio express, Heft 1. (Verlag Buchner) Bamberg 2014, 64 S., EUR 11,20 (ISBN 978-3-661-53051-2); Chr. Zitzl, Das Prinzip Wandel. Ovid, Metamorphosen. Reihe ratio express, Heft 2. (Verlag Buchner) Bamberg 2014, 48 S., EUR 10 (ISBN 978-3-661-53052-9); G. Leber, Das Ende einer Dynastie. Tacitus, Annales. Reihe ratio express, Heft 3. (Verlag Buchner) Bamberg 2014, 56 S., EUR 10 (ISBN 978-3-661-53053-6).*

Die Vertreterinnen und Vertreter der Fachdidaktik der Alten Sprachen versuchen stets, sowohl durch theoretische Beiträge als auch durch praxisorientierte Schulausgaben auf die Entwicklungen der gegenwärtigen Schullandschaft zu reagieren. Aufgrund der Schulzeitverkürzung (G 8) war es notwendig, die existierenden Schulbücher für die vorgezogene Spracherwerbsphase zu verändern und den neuen Bedingungen anzupassen. Resultat dieser Bemühungen sind zahlreiche neue Lehrwerke; ähnliches gilt für die Schullektüren, die Texte und Themen enthalten müssen, die für die Abiturvorgaben der einzelnen Bundesländer maßgebend sind. Diese Themen und Textvorgaben ändern sich in den verschiedenen Ländern mit Zentralabitur mehr oder weniger regelmäßig. Darauf nehmen die Bearbeiter der neuen Lektüriereihe *ratio express* Rücksicht, die von MICHAEL LOBE herausgegeben wird. Um es vorwegzunehmen, hierbei handelt es sich um ein gelungenes Projekt, in dem verschiedene Texte, die für das Abitur in den nächsten Jahren relevant sind, aufbereitet werden.

Den ersten Band haben neben dem Herausgeber der Gesamtreihe zwei weitere Kollegen bearbeitet, die viel Erfahrung mit der Konzeption von Lektüreheften aufweisen. Zentraler Autor ist LIVIUS mit seinem Geschichtswerk *Ab urbe condita*, ein Werk, das zum Beispiel als Pflichtlektüre

für die Abiturjahrgänge 2014 bis zumindest 2016 in NRW gilt. Die einzelnen Bände haben, was Struktur und Form angeht, zahlreiche Gemeinsamkeiten. Im Band zu Livius werden bereits im Vorwort wichtige Informationen über die Unterschiede von antiker Geschichtsschreibung und dem heutigen Verständnis von dem geliefert, was ein Historiker zu leisten und zu beachten hat. So wird beispielsweise darauf hingewiesen, dass römische Geschichtsschreibung keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, denn es kommt Livius eher auf die „künstlerisch-literarische Wirkung“ als auf die Beachtung der „historischen Wahrheit“ an (4). Ebenso wenig ist die römische Geschichtsschreibung objektiv, denn Livius strebt danach, dem Leser näherzubringen, „welche Lehren er aus dem Geschehen ziehen kann oder muss“ (4). Diese beiden Aspekte haben die Bearbeiter für die Auswahl der Textstellen in den Vordergrund gerückt, wobei ihnen natürlich durch die Vorgaben für das Fach Latein in NRW ein gewisser Rahmen gesetzt wurde (Auswahl aus der ersten und dritten Dekade der Schrift *Ab urbe condita*).

An das Vorwort schließen sich Gedanken zur Benutzung der Ausgabe an (5). Dabei nehmen die Autoren Rücksicht auf die heutigen Schülerpopulationen, indem sie Aufgaben formulieren, die der Vorentlastung dienen und die vor der Übersetzung des Textes gelöst werden sollen; das Vokabular wird in Form von Wort- oder Sachfeldanalysen vorbereitet, auch schwierige grammatikalische Hindernisse der jeweiligen Texte werden vor der eigentlichen Lektüre problematisiert; weitere Aufgaben zur Textvorentlastung werden gestellt, die entweder mit Hilfe von Bildmaterialien oder Hinweisen, die im Anhang zu finden sind, bewältigt werden können. Danach folgt der Einstieg in die Lektüre, mit Angaben zu Leben und Werk des Livius. Da zahlreiche Wertvorstellungen in der Schrift *Ab urbe condita* eine große Rolle spielen, erleichtern die Autoren den Schülerinnen und Schülern die Lektüre durch einen gehaltvollen Text zu diesem Thema (6). Von großem Nutzen ist der Abschnitt über die Sprache des Autors (7). Dies alles wird nicht in epischer Breite vorgestellt, sondern reduziert sich auf wesentliche Beobachtungen; die Autoren orientieren sich hierbei mit

voller Berechtigung an einer wichtigen Forderung der antiken Rhetorik, nämlich die Regeln der *brevitas* einzuhalten und nicht ständig abzuschweifen. Warum die Reihe den Namen *ratio express* erhalten hat, wird bereits bei der Lektüre des ersten Textabschnitts deutlich. Die lateinischen Textstellen stellen exemplarische Momente aus dem Werk eines Autors dar; jeder Themenbereich umfasst grundsätzlich zwei gegenüberliegende Seiten, mit einer kleinen Einleitung in das Thema, mit vorentlastenden Aufgaben, mit dem lateinischen Text, meist auf der linken Seite, während auf der rechten Seite Interpretationsaufgaben, Bilder/Zeichnungen und weitere Texte (auf deutsch), die eine vertiefende Behandlung des Themas ermöglichen, zu finden sind. Der *ad-lineam*-Kommentar enthält nur die Wörter, die nicht im Lernwortschatz am Ende des Bandes abgedruckt sind (55ff.) und die keine Aufnahme im *adeo*-Basiswortschatz, dessen Benutzung vorausgesetzt wird, gefunden haben. Die Textpassagen sind stets überschaubar, jedes Unterthema lässt sich in wenigen Stunden bearbeiten, so dass Monotonie vermieden wird.

Prüft man das Inhaltsverzeichnis, stellt man schnell fest, dass zahlreiche römische Persönlichkeiten, ob Männer oder Frauen (LUCRETIA bildet den Auftakt der Reihe, ebenso ist CLOELIA berücksichtigt) vorgestellt werden, ohne sie wie früher in manchen Lehrwerken und Lektüreheften überhöht und verherrlicht zu präsentieren. Bei der Charakterisierung des MUCIUS SCAEVOLE wird ein Abschnitt über die *virtus* abgedruckt, in dem ausdrücklich darauf hingewiesen wird, dass *virtus* „keine exklusive Eigenschaft von Männern“ ist (15); vielmehr wird sie definiert „als unerschütterliche Haltung, die sich in Krisensituationen bewährt“ (ebenda). Die Aufgabe 2: „Weisen Sie dem Vorhaben des Mucius einen modernen Begriff zu“ macht deutlich, dass enge Bezüge zwischen der Antike und der heutigen Welt hergestellt werden sollen.

Neben den bereits erwähnten Persönlichkeiten der römischen Geschichte können sich die Schülerinnen und Schüler mit folgenden Figuren intensiv auseinandersetzen: BRUTUS, HORATIUS COCLES, MENENIUS AGRIPPA, CINCINNATUS, CAMILLUS, also wichtige Vertreter der Frühzeit Roms, die Livius in der ersten Dekade vorstellt.

Die Auswahl aus der dritten Dekade ist auf den Zweiten Punischen Krieg focussiert; dabei steht erwartungsgemäß HANNIBAL im Zentrum. Von großem Interesse ist bereits der Auftakttext (*ab urbe condita* 21,4,2-9). Die Autoren haben den Textabschnitt nicht in der überlieferten Reihenfolge abdrucken lassen, sondern in 5 Unterabschnitte eingeteilt, wobei eine Aufgabe darin besteht, die Abschnitte begründet in eine sinnvolle Ordnung zu bringen. Zur Lösung dieser Aufgabe sind die Schülerinnen und Schüler gezwungen, die einzelnen Textpassagen genauestens zu prüfen, also nicht nur den Inhalt in den Blick zu nehmen, sondern auch formale Aspekte (Beginn eines Absatzes, Tempusgebung, Handlungsträger usw.) zu berücksichtigen. Zahlreiche Zusatzmaterialien (Karten, Münzen, Fotos von Bildern zum Thema, Filmplakate (z. B. LORIOT: *Pappa ante portas*, 43), Texte von antiken und modernen Autoren usw.) bereichern die Ausgabe und machen die Bearbeitung der Themen für Schülerinnen und Schüler attraktiv.

Am Ende des Bandes findet der Leser Hinweise auf Übersetzungsmethoden, gewählt wurden das „lineare Dekodieren“ sowie die „Konstruktionsmethode“ (54), in den anderen Ausgaben werden weitere Übersetzungsmethoden vorgestellt, zum Beispiel in der TACITUS-Ausgabe die „Drei-Schritt-Methode“ (Pendelmethode) sowie die satzübergreifende Texterschließung (44-45). Hierbei sollte genauer zwischen den Begriffen Übersetzungsmethoden und Texterschließungsmethoden differenziert werden, denn HANS-JOACHIM GLÜCKLICH versteht die von ihm kreierte Methode des linearen Dekodierens als Texterschließungsmethode (Lateinunterricht. Didaktik und Methode. 3. Aufl. Göttingen 2008, 67), während die Konstruktionsmethode als Übersetzungsmethode angesehen wird (Glücklich, 60).

Nützlich sind der Lernwortschatz, der auf die einzelnen Textabschnitte ausgerichtet ist (55-58), das Eigennamenverzeichnis (58f.), der Abschnitt über Stilmittel (62f.) sowie ein sehr knapp gefasstes Literaturverzeichnis im Einbanddeckel. Die Auswahl der Literaturangaben ist stets subjektiv, man hätte zum Beispiel auf das Buch von KARL CHRIST über Hannibal (Primus-Verlag, Darmstadt 2003) oder auch auf die Publikation von LINDA-MARIE

GÜNTHER (Hannibal. Ein biografisches Porträt, Herder Verlag, Freiburg 2010) hinweisen können. Zum Themenbereich Wertvorstellungen hat GABRIELE THOME zwei lesenswerte Bände herausgegeben, die es verdient haben, zitiert zu werden (Zentrale Wertvorstellungen der Römer I, Text-Bilder-Interpretationen, Auxilia Band 45, (Buchner Verlag) Bamberg 2000, Dies., Zentrale Wertvorstellungen der Römer II, Texte – Bilder – Interpretationen, Auxilia Band 46, Bamberg 2000). Das Buch von PEDRO BARCELÓ gibt es bereits in der zweiten Auflage, München 2003.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch zu den anderen beiden Textausgaben der Reihe *ratio express* treffen. Die Abiturvorgaben für die Ovidlektüre in NRW sehen eine Auswahl aus dem ersten und dem letzten Buch der Metamorphosen vor. Darauf hat sich der Bearbeiter des Bandes CHRISTIAN ZITZL eingestellt. Dabei teilt er den Weltzeitaltern (Met. 1,5-150) sechs Texten zu (8-19) und stellt das Prooemium (Met. 1,1-4) an das Ende der Einführung zu den Verwandlungssagen, so dass die Schülerinnen und Schüler die Vorrede zum Gesamtwerk der Metamorphosen zuerst als grundlegenden Text der Lektürereihe lesen. Jedem Textabschnitt sind Bildmaterialien und weitere deutsche Texte beigegeben. Der Bearbeiter bietet für die Weltentstehung den Abdruck eines Bildes von SILVIA SAILER (Kosmos, 2012) und stellt somit Bezüge zwischen der antiken Textvorlage und dem Verständnis einer Künstlerin unserer Zeit her. Dadurch kann den Schülerinnen und Schülern bewusst gemacht werden, wie sehr antike Mythen, gerade in der Fassung des Ovid, auf heutige Künstler wirken. Den zweiten Teil des Bandes bilden die Textabschnitte aus der PYTHAGORASrede (Met. 15, 57-452 in Auswahl). Im dritten Abschnitt stehen CAESAR (Met. 15, 816-842), AUGUSTUS (Met. 15, 850-870) sowie die Spraghis der Metamorphosen (Met. 15, 871-879) im Vordergrund. Anders als im ersten Band der Reihe gibt es verständlicherweise einen Abschnitt über die Metrik (38) und Angaben zur Wortbildung (40). Wie in den anderen Bänden folgen Angaben zu Übersetzungsmethoden (41f.), zu den Stilmitteln (42ff.), der Lernwortschatz (44ff.) das Eigennamenverzeichnis (46ff.) sowie das Literaturverzeichnis (im hinteren Einbanddeckel). Die



Auswahl der Titel ist ausgewogen, das Standardwerk von DIETMAR KIENAST (Augustus, Prinzeps und Monarch) liegt bereits in der vierten Auflage vor (Darmstadt 2009).

Bleibe noch der dritte Band der Reihe mit dem Titel: Das Ende einer Dynastie. Tacitus, Annales. Die Vorgaben in NRW sehen bis 2014 die Lektüre des *Agricola* vor, ab 2015 eine Auswahl aus den *Annales* (1,1 und Auswahl aus den Büchern 13-16). Auch in diesem Fall hat sich der Bearbeiter des Bandes GEORG LEBER an diesen Vorgaben orientiert. Nach der Behandlung des Prooemiums (Ann. 1,1) stehen BURRUS, SENECA und der junge Kaiser NERO (Ann. 13,2.5; 13,4.6) und Nero als Bruder- und Muttermörder im Zentrum (Ann. 13, 15-17; 14, 3.5 und 14,8, 10-11). Der vierte Abschnitt thematisiert die nächtlichen Abenteuer und die Leidenschaften des Kaisers (Ann. 13,25, 14,14-16); danach folgen die Wendepunkte in der Regierung (Der Tod des Burrus, das Gastmahl des TIGELLINUS, Ann. 14,51-52), der Brand Roms (Ann. 15,38-40; 15,42-44) und zuletzt die Revolution und der Sturz der Dynastie, die sich ankündigt (Ann. 15,48-50, 53; 15,57-58; 15,60/62/64; 15,67; 16,21.35). Am Ende des Bandes findet der Leser wie gewohnt das Literaturverzeichnis, das zwar sehr knapp bemessen ist, aber wichtige Titel enthält.

Als nächster Band ist eine Ausgabe zu VERGILS *Aeneis* (Im Reich der Schatten) geplant, außerdem erscheinen in absehbarer Zeit die passenden Lehrerkommentare zu den Lektüreheften.

Insgesamt haben die Bearbeiter der einzelnen Hefte schülerorientierte Lektürezeilen vorgelegt, die auch die veränderten Rahmenbedingungen der heutigen Schullandschaft berücksichtigen und jeweils attraktiv gestaltet sind. Es ist zu hoffen, dass die nächsten Ausgaben in ähnlicher Qualität konzipiert werden.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Wibke E. Harnischmacher, Andrea Guarnas. *Bellum Grammaticale. Einführung, Text, Übersetzung und Kommentar. (BAC Band 94), Wissenschaftlicher Verlag Trier 2013, 611 S., 59,50 EUR (ISBN 978-3-86821-472-7).*

Der Text, welcher der Dissertation zugrunde liegt, stammt von einem nahezu unbekanntem

Autor; jedenfalls ist sein Name in den gängigen einschlägigen Werken zur Literatur des Neulatein selten zu finden. Das *Bellum Grammaticale* wurde zum ersten Mal 1511 publiziert, 500 Jahre später wurde das zu rezensierende Werk von W. E. HARNISCHMACHER (H.) der Universität Bochum vorgelegt und als Promotionsarbeit angenommen. Die Autorin informiert in der Einführung darüber, dass es (mindestens) zwei verschiedene *editiones principes* gibt, die erstaunlicherweise am 1. April des genannten Jahres das Licht der Welt erblickten. Damals gab es noch nicht die Sitte des Aprilscherzes, die stammt wahrscheinlich aus Frankreich und stand offensichtlich mit der Kalenderreform von KARL IX. in Zusammenhang, „der erstmals 1564 den 1. Januar als Beginn des neuen Jahres ausrufen lässt“ (Anm. 2, 11). In der Einführung erfährt der Leser die entscheidenden Details zu Inhalt und Aufbau des Textes, zur Person des Autors und zu dessen weiteren Werken.

Erfreulicherweise widmen sich immer mehr Forscher der Literatur des sogenannten Neulatein, das in der Forschung lange vernachlässigt wurde und bis heute bei weitem nicht so aufgearbeitet ist, wie die Literatur es verdient hätte. Ein herausragender Kenner des Neulatein, Prof. JOZEF IJSEWIJN, hat in seinem Standardwerk (*Companion to Neo-Latin Studien*, Amsterdam 1977; 2. Ausgabe in 2 Bänden, zusammen mit D. SACRÉ, Löwen 1990-1998) auf ein Problem der Humanisten im Umgang mit dem mittelalterlichen Latein hingewiesen, nämlich auf den Kampf der Grammatik, und in diesem Zusammenhang drei Namen genannt, von denen der erste ANDREA GUARNA ist (die anderen beiden sind AGRIPPA VON NETTERSHEIM und JACOBUS GRETSER). In der Einführung (11-94) bietet H. Informationen zum Autor, zu dessen Sprache, zum Text, zur Überlieferung und zu ihrer Edition. Im zweiten Abschnitt folgt der Text mit der Übersetzung (95-217), der dritte und umfangreichste Abschnitt enthält die Kommentierung (218-576); danach schließen sich Angaben zur Literatur an (Abkürzungen, Editionen, Kommentare, die Sekundärliteratur, Hilfsmittel, 577-601), und ganz am Ende folgt der *Index grammaticus* (602-611). Ziel des Buches besteht darin, eine gesicherte Grundlage des Textes für die Übersetzung und

Kommentierung zu erarbeiten, um über ein grundlegendes Instrumentarium für die zukünftige Forschung zu verfügen (20/21); auf diese Weise erst ist nach Aussagen von H. eine Gesamtinterpretation der Werke Guarnas möglich. Darüber hinaus geht sie der Frage nach, „ob resp. in welchem Umfang die sprachwissenschaftlichen Passagen des *Bellum Grammaticale* im Spiegel der zeitgenössischen Grammatikographie Gültigkeit beanspruchen konnten und wollten“ (20).

Über den Autor sind kaum verlässliche Informationen gesichert, H. vermutet das Geburtsjahr um 1470, gestorben ist er nicht vor 1517, denn in diesem Jahr wird sein zweites Werk, *Simia*, ein heiter-satirischer Dialog auf den Architekten BRAMANTE, publiziert, das allerdings bei weitem nicht den Erfolg des *Bellum grammaticale* hatte. Guarna wird wohl mehrmals in Rom gewesen sein, denn er hat sein Hauptwerk dem Juristen und späteren Kardinal PAOLO CESI gewidmet. H. gibt Einblicke in die bisherige Forschungslage (16ff.); sie hat 40 verschiedene Ausgaben aus den letzten 500 Jahren untersucht. H. geht des Weiteren auf Vorläufer von Guarna ein (LUKIAN, MARTIANUS CAPELLA, HONORIUS AUGUSTODUNENSIS und LORENZO VALLA, um nur einige zu nennen). Das Besondere an der Schrift Guarnas ist die von ihm gewählte Technik: eine narrative Allegorie der Grammatik (27). Dazu bemerkt H.: „Er muss insofern auf die Einhaltung eines Spannungsbogens achtgeben, auf eine durchgängig glaubhafte Zeichnung seiner Figuren, nicht zuletzt auch darauf, nicht innerhalb seiner Gesamtdarstellung allegorische oder erzählerische Inkonsistenzen zu produzieren“ (27). Im weiteren Verlauf der Einführung gewährt H. Einsichten über die sprachlichen Besonderheiten des Autors (zum Beispiel: keine Orientierung am Idealbild CICEROS), sie liefert Beobachtungen zur Lexik (Vorliebe für Lexeme aus der nachklassischen Epoche, der Spätantike und des Mittelalters), zur Morphologie (Präferenz für abgestumpfte Perfektformen in der Tradition der römischen Geschichtsschreiber, also *laudavere* für *laudaverunt*) und zur Syntax. Sie geht auf literarische Vorbilder ein und plädiert aufgrund ihrer Analysen für eine Perspektiverweiterung.

Einige Angaben zum Inhalt des Textes mögen dazu verhelfen, eine Vorstellung vom *Bellum*

*Grammaticale* zu erhalten. Die Grammatica wird als „uralte, aber fruchtbare (...) Provinz“ (11) vorgestellt, in der zwei Herrscher die bestimmenden Faktoren sind, nämlich die Zwillinge Nomen und Verbum (POETA und AMO). Aus dieser Konstellation heraus ergibt sich nahezu zwangsläufig ein Krieg, wobei den einzelnen Wortarten bestimmte Positionen zugewiesen werden. Das Werk gehört zur Unterhaltungsliteratur, und daher ist eine Schlichtung des Streitens angesagt. Am Ende wird das geistliche Oberhaupt der damaligen Zeit, Papst JULIAN II., rühmend erwähnt.

Um einen kleinen Eindruck vom Sprachduktus des Autors zu bieten, möchte ich den Anfang des Textes zitieren: *Grammaticae provinciam ceterarum omnium, quae ubique terrarum fama celebres sunt, pulcherrimamque esse nemo ferme vel mediocriter eruditus est qui ambiget. Quippe cum amoenitate situs, salubritate caeli, frugum omnium copia rebusque aliis, quibus mortalis haec vita carere non debet, nulli cedat, tum illustrium virorum nutrix semper exstitit et alumna* (S.106). Den komplexen Aufbau des ersten Satzes erklärt H. damit, dass Unkundige zur Provinz der Grammatik nicht ohne Hilfe gelangen können (236). Selbstverständlich für die damalige Zeit war mit der Grammatik die der lateinischen Sprache gemeint, weil die anderen Sprachen noch nicht deren Organisationsgrad erreicht hatten. Spricht man von *provincia*, so stellt der gelehrte Leser sogleich eine Verbindung zu den Ideen Kampf und Eroberung her; dazu kommt die Vorstellung, dass jeder Lernende Mühe und Kraft investieren muss, um sich den Lernstoff anzueignen.

Der Autor beweist immer wieder viel Humor. So werden den Imperativformen *dice*, *face* und *duce* für ein Vergehen „am Hintern die Kleidung“ entfernt (13). Wie der Verfasser häufig kurzweilige Bemerkungen verwendet, so gelingt es auch H. an einigen Stellen, den Leser zum Schmunzeln zu bringen.

H. bedient sich bei der Übersetzung eines flüssigen Stils, sie orientiert sich dabei am Stil des Originals; damit erhalten auch solche Leser die Möglichkeit, das Werk des Grammatikers Guarnas kennenzulernen, die nicht über die erforderlichen Lateinkenntnisse verfügen; übr-

gens werden neulateinische Textausgaben meist mit einer Übersetzung in eine moderne Sprache publiziert, so wie es zum Beispiel KARLHEINZ TÖCHTERLE und Mitarbeiter (Universität Innsbruck) für die zahlreichen Ausgaben über die Geschichte Tirols praktizieren.

Die Kommentierung ist reichhaltig und gelehrt, H. verzichtet weitgehend auf Vermutungen. Sie legt mit ihrem Buch einen weiteren Mosaikstein vor, der dazu beitragen kann, die Epoche des 16. Jahrhunderts besser verstehen zu können.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

*Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Hrsg. von: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung sowie: Union der deutschen Akademien der Wissenschaften. Verlag Walter de Gruyter 2013 Berlin/Boston. 233 S., EUR 29,95 (ISBN 978-3-11-033473-9)*

Haben Sie sich schon einmal gefragt, wie viele tausend ganz oder teilweise aus dem Lateinischen bzw. aus dem Griechischen stammende Wörter, oft nachträglich mit Mitteln des Lateinischen/Griechischen gebildet, es in der deutschen Sprache gibt? (Dazu kommen wörtliche Übersetzungen: *rhinókerōs/Nashorn* neben *Rhinozeros*.) Die griechisch-römische Antike hat, besonders seit der Renaissance, der „Wiedergeburt“, mit der Neuerschließung antiker, zumal griechischer Texte, eine herausragende Stellung unter den sämtlich für die Menschheitsentwicklung bedeutsamen alten Kulturen eingenommen. Die Demokratie als Staatsform hat sich zuerst in Griechenland herausgebildet. Fast alle unsere literarischen Gattungen und zahlreiche literarische Genres gehen auf die Antike zurück. Bedeutend war schon im alten Rom und im Mittelalter der Einfluss der griechischen Philosophie. Die schriftliche Fixierung des von Juden abgefassten Neuen Testaments erfolgte in griechischer Sprache, usw. Immer wieder gab es Rückgriffe auf Griechisches, nach der Renaissance in Aufklärung (Lessing), Klassik (GOETHE, SCHILLER, HERDER, WIELAND), Neuhumanismus (WILHELM VON HUMBOLDT), um nur einige Beispiele zu nennen. So ist es nicht erstaunlich, dass auch

sprachlich das (alt)griechische Erbe bis auf den heutigen Tag eine wichtige Rolle spielt. (Aus dem Neugriechischen haben wir nur wenige Wörter wie *Gyros/Jiros*, *Zaziki*, *Retsina*, *Ouzo*, *Sirtaki*, in unterschiedlicher Schreibung.) Für die deutsche Sprache ist die vieldiskutierte Frage nach dem Umfang des Wortschatzes recht unterschiedlich beantwortet worden, z. B. in der 25. Auflage des Rechtschreibung-Dudens mit „300.000-500.000 Wörter“. Die Antwort hängt vor allem davon ab, wieweit die im Deutschen (auch im Griechischen) nahezu unbegrenzt möglichen Ableitungen und Zusammensetzungen einbezogen sind.

Neu widmet sich dem Problem ein Band, auf den hier wenigstens relativ kurz eingegangen sei; er ist nicht nur, aber primär für Germanisten wichtig. Der Band hat Vorgänger, z. B. in gewisser Weise das Buch von KARL-ERNST SOMMERFELDT (Hg.), *Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache*, Leipzig 1988 (unter den Autoren: WOLFGANG FLEISCHER). Das dort untersuchte „gegenwärtige Deutsch“ umfasst vor allem die in der DDR gedruckte und gesprochene Sprache, in zweiter Linie die deutsche Sprache in der Bundesrepublik, in Österreich und in der Schweiz. Allgemeine Fragen werden im Geleitwort der beiden herausgebenden Institutionen sowie in Kap. 1 (WOLFGANG KLEIN, *Reichtum und Armut des deutschen Wortschatzes*) sowie im Anhang (BARBARA SEELIG, *zu Datengrundlage und Datenbearbeitung*) behandelt. Von einem „Verfall“, einem Rückgang der Ausdrucksmöglichkeiten des Deutschen kann nicht die Rede sein, ergibt sich für die Jahre 1905-14, 1948-57, 1995-2004 besonders anhand gedruckter Texte (Belletristik, Presse, wissenschaftliche Prosa, Gebrauchstexte). Stichhaltige Aussagen über den Wortschatz zumal der älteren gesprochenen Sprache sind kaum möglich. Erst recht für die Gegenwart gibt es nur wenige brauchbare Datensammlungen zum gesprochenen Deutsch. Nach unterschiedlichen Kriterien scheint für unsere Zeit ein Wortschatz zwischen 70.000 (Kernwortschatz) und über zehn Millionen Lexemen (Gesamtwortschatz einschließlich Fachwortschatz) gesichert zu sein (19). Interessant 39ff. die Aufstellungen zur Häufigkeit einzelner Wörter. Kern- und Gesamtwortschatz umfassen selbstver-



ständig auch die „Entlehnungen/Übernahmen“ aus anderen Sprachen; die umstrittenen Begriffe „Fremdwort“ (35 in Anführungszeichen) und „Lehnwort“ werden relativ selten verwendet. Zu dem unsinnigen Titel des ersten gesamtdeutschen (Mannheimer) Dudens „...der deutschen Sprache und der Fremdwörter“ s. Ztschr. f. Germ. 4/1983, 448ff. In Kap. 2 weist PETER EISENBERG übertriebene Vorstellungen von einer Überfremdung durch Anglizismen und „Pseudoanglizismen“ wie *Handy*, *Showmaster* zurück.

Für Altsprachler besonders aufschlussreich: Zahlreiche griechisch-lateinische Wörter sind in den letzten Jahrzehnten im Zuge der auch sprachlichen Globalisierung oft über das Englische, das „Latein der Neuzeit“, ins Deutsche gelangt. Auch *Sex* ist „eigentlich“ ein lateinisches Wort, *Sexualität* „taucht ja schon lange vorher im Deutschen auf“ (48). *Kautel* ist natürlich ein „deutsches Wort“ (33), nur eben kein häufiges. Unter „nichtsegmentierbare und nicht ableitbare Wörter“ ist 108, neben *Kiwi*, auch *Taxi* genannt, wieso? Zu seiner griech.-lat. Herkunft vgl. die etymologischen Wörterbücher von PFEIFFER und KLUGE/SEEBOLD sowie *The Oxford Dictionary of English Etymology* ed. C. T. ONIONS. e statt wie früher ae geht in neuerer Zeit meist über das Englische auf das Lateinische zurück: *Premium*, *Preview*, *Enigma*. *Exklusiv* ist mit c ebenso wie *Centrum* (im Juni d. J. wurde an der FU Berlin ein „*Centrum* Modernes Griechenland“ gegründet) und nichtlat. *Club* offenbar für viele ‚vornehmer‘ als mit k bzw. z, dazu: Von *Aborigines* bis *Telewischn*. Griechische und lateinische Anglizismen im Deutschen, in: Phasis 2-3, Tbilisi 2000, 413-425, speziell zu *Club* 416 Anm. 15. In Kap. 3 (LUDWIG M. EICHINGER) zur Flexion werden Fälle wie „des Autors/des Autoren/das Buch von dem Autor“ diskutiert („Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“). Häufig wird schon die früher obligatorische Kennzeichnung des Genitivs durch Apostroph bei auf s endenden Wörtern weggelassen: „Partei neuen Typus“ (seinerzeit Eigenbezeichnung kommunistischer Parteien). Im Mai 2014 fand an der FU eine Tagung „*Germanic Genitives*“ statt. Beim Vordringen der schwachen („regelmäßigen“) Verb-Flexion gegenüber der starken („jetzt eher ‚unregelmäßigen‘“: 133f.) erinnert man sich an „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt

gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele“. So übersetzt LUTHER MATTH. 16, 26; es ist m. W. der einzige deutsche Satz, in dem der Konjunktiv in allen drei Umlautformen auftritt. Nicht speziell für Altsprachler wichtig ist Kap. 4 zum Streckverbgefüge („anwenden/zur Anwendung bringen“).

Fachliteratur ist bis 2013 berücksichtigt. Vom Deutschen Fremdwörterbuch („SCHULZ/BASLER“) ist Bd. 7 (Register; 1988) zitiert, noch nicht die neubearbeitete Auflage (1995ff.); von ihr erschien zuletzt Bd. 7 (habilitieren-hysterisch), s. Anz. f. d. Alt. 65, 2012, 219ff. und FC 2/2012, 149ff. Zusätzlich zu der im Buch angeführten Literatur sei für Altgriechisches im Deutschen verwiesen auf „Noch einmal *Olympionike*, *Porno* und Verwandtes. Ernstes und Heiteres zur griechischen Lexik im Deutschen“ in: [www.griechenhausleipzig.net](http://www.griechenhausleipzig.net) (Vortrag Juni 2013. Erweiterter Auszug aus dem noch ungedruckten Hauptvortrag einer Tagung, die die Botschaft der Hellenischen Republik in Deutschland zum Thema „Griechische Lexik in den modernen europäischen Sprachen“ durchführte; er wurde in ähnlicher Form an der Universität Kiew und bei einem Kongress in Boston gehalten.) Das Programm eines von mir geplanten handbuchartigen Werkes entwickelte ich in *Gymnasium* 102, 1995, 385ff. Vgl. ferner: Zum -ismus, in *Ztschr. f. Phon.* 33, 1980, 488ff. (darauf aufbauend GERHARD STRAUß u. a., *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist*, Berlin, New York 1989); Exkurs „Deutsch *Barbar*“, in *Philol.* 133, 1989, 173ff.; Rez. zu KYTZLER, *Unser tägliches Griechisch*, in *FC* 1/2002, 25ff.; Rez. zu WEEBER, *Musen am Telefon*, in *FC* 2/2008, 122ff.; Rez. zu HORST HAIDER MUNSKE, ALAN KIRKNESS (Hgg.), *Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen*, in *Anzeiger f. d. Altert.* 51, 1998, 139ff.; Rez. zu KYTZLER, REDEMUND, *Unser tägliches Latein*, in *Gymnasium* 104, 1997, 568ff., zur 5. Aufl. *FC* 2/2000, 122f. – Das Buch ist weithin gut zu lesen. Aber was sollen Selbstverständlichkeiten, z. B. „Paarungen wie [selbst] *staunen* und [jemanden] *zum Staunen bringen* haben eine unterschiedliche Bedeutung“ (198) und „jemanden zur Verzweiflung bringen“ ist etwas anderes als [selbst] ‚verzweifeln‘“ (175)?

Auffallend S. 2 das Nebeneinander maskuliner und femininer Formen für die Bezeichnung von Personengruppen: „...Sprachwissenschaftler... Literaturkritikerinnen, Übersetzerinnen und Schriftsteller“. Wünschenswert wäre ein Register der Personen, deren Texte als Beleg für Sprachentwicklung zitiert werden, sowie ein Stichwortregister. – Ungeachtet einzelner Einwände: Das Buch bringt neue Erkenntnisse und ist eine wichtige Grundlage weiterer Forschungen. Vgl. die Besprechungen von S. FLACH, K. KOPF, A. STEFANOWITSCH in der OpenAccess-Ztschr. ZRS 2014-0003/0004 (wichtig nicht zuletzt wegen ihrer Forderung, die Ergebnisse der fachwissenschaftlichen Diskussion ernsthaft in die öffentliche Diskussion einzubringen) sowie die Leseempfehlung des Historikers GÖTZ ALY, Berliner Zeitung 27.5.2014.

Gespannt wartet man auf den „Zweiten Bericht zur Lage der deutschen Sprache“. Wird es darin um Migranten-Mehrsprachigkeit und Jugendsprache gehen? In diesem Fall müssten mehr Belege für das gesprochene Deutsch herangezogen werden. Zweckmäßig wäre es auch, die Notwendigkeit der Neufassung von nicht mehr als politisch korrekt empfundener Lexik zu untersuchen. Das betrifft etwa „Neger“ und „Zigeunerschnitzel“. Beide fehlen in den letzten Auflagen beider Duden-Fremdwörterbücher. Vgl. dagegen: Duden. Deutsches Universalwörterbuch (das umfangreichste einsprachige deutsche Wörterbuch), 7. Aufl. 2011, mit Erläuterungen zu den genannten Wörtern. Besonders bei ‚rassistischen‘ Lexemen sei ein Blick über den Grenzzaun der deutschen Sprache empfohlen; andere Sprachgemeinschaften gehen entspannter damit um. Auch neueste spektakuläre Movierungen („Frau Professor“ für Männer) sind des Nachdenkens wert. Ins Extrem getriebener politischer Korrektheit geschuldet sind in der 26. Aufl. des Rechtschreibung-Dudens zahllose Feminina: Es hat schon Henkerinnen und Scharfrichterinnen gegeben, Stalkerinnen und eine Bundeskanzlerin, aber „Vorständinnen“ sind mir noch nicht begegnet, und keine Chance sehe ich für eine „Reichskanzlerin“. Nachzugehen ist ferner Fällen, in denen einem häufig gebrauchten aus einer fremden Sprache stammenden Verb ein

‚passendes‘ deutsches Präfix aufgesetzt wird. So wird „oktroyieren“ unter dem Einfluss von „aufdrängen, aufzwingen“ zu „aufoktroyieren“, wohl zur Verdeutlichung, weil das ‚Simplex‘ „oktroyieren“ dem Deutschen, sofern er nicht Französisch kann, nicht recht verständlich ist. Kurios erklärt das Große Duden-Fremdwörterbuch „oktroyieren“ durch „aufdrängen, aufzwingen, aufoktroyieren“! „Minieren“ wird nach dem Muster von „untergraben“ zu „unterminieren“, aus dem „Protagonisten“ wird unter dem Einfluss von „Hauptdarsteller“ der „Hauptprotagonist“; weitere Fälle, in der Presse gefunden: Einzelmographie, logistischer Nachschub, zoologischer Tiergarten. Gravierender ist, dass offensichtlich an keiner Stelle die Spezifik des – immer noch virulenten – ostdeutschen und bundesrepublikanischen Sprachgebrauchs reflektiert wird, auch dort nicht, wo neben dem „Tagesspiegel“ die „[Ost]Berliner Zeitung“ herangezogen wird, auch nicht für das Zeitfenster 1948-57; für beide Zeitungen aus Berlin liegen ohnehin „nur Daten seit den 1990er Jahren vor“ (50). Zur einschlägigen Literatur s. B. SCHAEDELER, Die deutsche Sprache in Ost und West (Sammelrezension), Muttersprache 119, 2009, 85ff. Unbedingt sollte etwas zum Umgang mit Fremdwörtern in der DDR gesagt werden. KLAUS HÖPCKE, jahrzehntelang in maßgeblichen kulturpolitischen Funktionen, startete in tiefster DDR-Zeit als Kulturredakteur des „Neuen Deutschland“ eine ebenso heftige wie folgenlose Kampagne gegen Fremdwörter. Damals ging man, der politischen Gesamthaltung entsprechend, primär gegen englische und französische Lexeme vor, das taten Leute, die ganz arglos „Dispatcher“, „Hooligan“, „Kombi“, „Meeting“, „Rayon“, „Ressourcen“ sagten. Diese Wörter stammen aus dem Englischen bzw. Französischen, aber sie waren über das Russische in das Ost-Deutsche gelangt, waren gleichsam Russizismen, also ‚gesellschaftsfähig‘. In den 60er/70er Jahren konnte eine gewisse Starrheit bei der Bewertung internationaler Trends nicht nur im Mode- und Unterhaltungsbereich überwunden werden (Jeans; Jazz), sondern auch bei der Verwendung von Fremdwörtern, dann ‚durfte‘ man „Teenager“, „Teen(s)“ usw. sagen.

JÜRGEN WERNER, Berlin

**Autoren dieses Heftes** (siehe Impressum, ferner):

Prof. Dr. Thomas B a i e r, Institut für Klassische Philologie der Univ. Würzburg, Residenzplatz 2,  
97070 Würzburg, *thomas.baier@uni-wuerzburg.de*

Birgit D r e c h s l e r - F i e b e l k o r n, StRätin, Breite Str. 26 B, 13187 Berlin,  
*b-k.drechsler-fiebelkorn@t-online.de*

Prof. Dr. G ü n t e r F i g a l, Philosophisches Seminar der Univ. Freiburg, Platz der Universität 3,  
79085 Freiburg, *guenter.figal@philosophie.uni-freiburg.de*

Prof. Dr. Stefan F r e u n d, Bergische Universität Wuppertal, Fachbereich Geistes- und Kultur-  
wissenschaften, Klassische Philologie, Gaußstr. 20, 42119 Wuppertal,  
*freund@uni-wuppertal.de*

Sandra K e g e l, Redakteurin für Literatur und Literarisches Leben bei der  
Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Prof. Dr. F r i e d r i c h M a i e r, Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Dr. Helmut M e i ß n e r, StD, Hubstraße 16, 69190 Walldorf, *hmeissner@gmx.de*

Prof. Dr. Markus S c h a u e r, Lehrstuhl für Klassische Philologie/Latein an der Univ. Bamberg,  
An der Universität 5, 96047 Bamberg, *markus.schauer@uni-bamberg.de*

Prof. Dr. Ernst A. S c h m i d t, Universität Tübingen, *e.a.schmidt@uni-tuebingen.de*

Dr. Michael P. S c h m u d e, Schillerstraße 7, 56154 Boppard-Buchholz, *m.p.schmude@web.de*

Rolf W a l t h e r, OStR i. R., Steinbeuler Weg 8, 35689 Dillenburg, *rowalth@gmx.de*

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r, Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

**FORUM CLASSICUM im Internet**

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV ([www.altphilologenverband.de](http://www.altphilologenverband.de)) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

**Bitte an die Verfasser von Rezensionen**

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

**Wichtiger Hinweis:** Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).



## DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

### Adressen der Landesvorsitzenden

1. **Baden-Württemberg**  
StD Dr. Helmut Meißner  
Hubstraße 16  
69190 Walldorf  
*hmeissner@gmx.de*
2. **Bayern**  
StD Harald Kloiber  
Pfalzgrafenstr. 1e  
93128 Regenstauf (Oberpfalz)  
Tel.: (0 94 02) 76 52  
*harald.kloiber@t-online.de*
3. **Berlin und Brandenburg**  
StD Dr. Josef Rabl  
Kühler Weg 6a  
14055 Berlin  
Tel.: (0 30) 3 01 98 97  
*Josef.Rabl@t-online.de*
4. **Bremen**  
Imke Tschöpe  
Rackelskamp 12  
28777 Bremen  
*tschoepe@nord-com.net*
5. **Hamburg**  
OStRin Ellen Pfohl  
Baron-Voght-Str. 187  
22607 Hamburg  
Tel.: (0 40) 82 01 32  
*pfohl.rudolf@freenet.de*
6. **Hessen**  
StDin Christa Palmié  
Hünsteinstr. 16  
34225 Baunatal  
Tel.: (0 56 01) 96 50 66  
*chr.palmie@t-online.de*
7. **Mecklenburg-Vorpommern**  
Christoph Roettig  
Slüterufer. 15  
19053 Schwerin  
Tel.: (03 85) 73 45 78  
*ac.roettig@arcor.de*
8. **Niedersachsen**  
StD Burghard Gieseler  
Elritzenweg 35  
26127 Oldenburg  
Tel.: (04 41) 60 01 736  
*www.NAVonline.de*
9. **Nordrhein-Westfalen**  
StD Dr. Nikolaus Mantel  
Graf-Spee-Str. 22  
45133 Essen  
Tel. (0201) 42 09 68  
*nikolausmantel@web.de*
10. **Rheinland-Pfalz**  
OStD Horst Dieter Meurer  
Schloßwiesenstraße 42  
56457 Westerburg  
*HDMeurer@web.de*
11. **Saarland**  
StR'in Christiane Siewert  
Sulzbachtalstr. 194  
66280 Sulzbach  
Tel. (0 68 97) 6 45 51  
*christianesiewert@gmx.de*
12. **Sachsen**  
Dieter Meyer  
Arltstr. 8  
01189 Dresden  
Tel.: (03 51) 3 10 27 61  
*ud-mey-dd@t-online.de*
13. **Sachsen-Anhalt**  
Jörg Macke  
Wülperoder Straße 31  
38690 Vienenburg  
Tel.: (0 53 24) 78 75 81  
*jrgmacke@aol.com*
14. **Schleswig-Holstein**  
OStD Rainer Schöneich  
Kieler Gelehrtenschule  
Feldstr. 19  
24105 Kiel  
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72  
*r.i.schoeneich@t-online.de*
15. **Thüringen**  
Gerlinde Gillmeister  
Humboldtstraße 7  
07743 Jena  
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90  
*g.gillmeister@web.de*

(Stand: August 2014)





# Pontes

– das neue Lateinlehrwerk



**Neu**

- Vielfältig differenzieren
- Antike Kultur hautnah erleben
- Kompetenzen gezielt trainieren
- Brücken zu Deutsch und Englisch schlagen

[www.klett.de/pontes](http://www.klett.de/pontes)

Ernst Klett Verlag,  
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart  
[www.klett.de](http://www.klett.de)



**Klett**



**B 4044**

Deutsche Post AG

Postvertriebsstück  
Gebühr bezahlt

C. C. Buchner Verlag  
Postfach 1269  
96003 Bamberg



# Studienbücher Latein

## Praxis des altsprachlichen Unterrichts

Herausgegeben von Markus Janka, Stefan Kipf, Peter Kuhlmann  
und Markus Schauer

Die Reihe **Studienbücher Latein** schlägt eine Brücke zwischen didaktischer Theorie, Methodik und Unterrichtspraxis in den Alten Sprachen. Die themengebundenen Bände führen in Schlüsselfragen der Didaktik des Latein- und Griechischunterrichts ein. Sie richten sich sowohl an Studierende als auch an Referendare und erfahrene Lehrkräfte.

### Lateinische Literaturdidaktik

172 Seiten, ISBN 978-3-7661-8001-8, € 21,80

### English meets Latin

Unterricht entwickeln – Schulfremdsprachen vernetzen

212 Seiten, ISBN 978-3-7661-8002-5, € 21,80

### Integration durch Sprache

Schüler nichtdeutscher Herkunft lernen Latein  
148 Seiten, ISBN 978-3-7661-8004-9, € 20,80

### Lateinische Grammatik unterrichten

Didaktik des lateinischen Grammatikunterrichts  
184 Seiten, ISBN 978-3-7661-8005-6, € 21,80

**NEU**

**NEU**



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

Laubanger 8, 96052 Bamberg

Telefon: +49 951 16098-200 | Telefax: +49 951 16098-270

E-Mail: [service@ccbuchner.de](mailto:service@ccbuchner.de) | Web: [www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de)